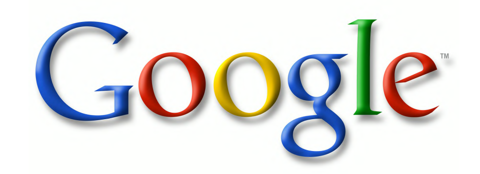
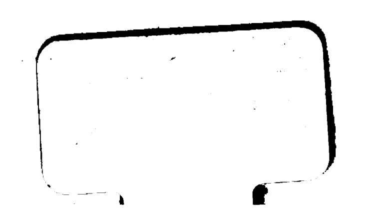



NEDL TRANSFER
HN 62A6 L



Skizzen

aus dem

Frankenland.

Nach Vorträgen im fränkischen histor. Verein

von

H. Balm.



Kommission und Verlag

von

W. German.

Hall.

1884.

Eintheilung.

Vorwort.

Die vorliegenden Skizzen bieten sich dem freundlichen Leser dar nicht als Ergebnisse eingehender Forschungen, sondern als Frucht einer gelegentlichen Beschäftigung in Ferientagen, die dem Verfasser zwischen anstrengende Arbeitszeiten hinein je und je zur Erholung beschieden waren. Sie sind zum Theil aus Vorträgen entstanden, welche er für den „Fränkischen historischen Verein“ ausgearbeitet hat und treten nun auf den Wunsch seiner Freunde in etwas erweiterter Form in die Öffentlichkeit in fünf kleineren abgerundeten Kulturbildern, in welchen er den fränkischen Volksstamm in seiner Eigenthümlichkeit in Sprache, Naturell und Lebensäußerungen 2c., sowie nach seinem sittlichen Gehalt zu schildern sucht, indem er dem Leser einzelne charakteristische Züge aus der Mundart und dem Familienleben, aus den Sitten und Bräuchen, endlich einige Proben aus dem Volksliede vorführt.

Aus der Art, wie er seinen Gegenstand behandelt, wird unschwer zu erkennen sein, daß es ihm dabei

nicht blos darum thun ist, naturgetreue Zeichnungen zu entwerfen und so dem Franken sein Spiegelbild vorzuhalten, in welchem er sich selber kennen und beurtheilen lernen soll. Es ist vielmehr darauf zugleich abgesehen, das Interesse für das Frankenland bei solchen Lesern zu wecken, welche ihm ferner stehen. Wo namentlich noch diese und jene Vorurtheile zu beseitigen sind, die einer richtigen Würdigung desselben entgegenstehen, da könnten die dargebotenen Schilderungen manches dazu beitragen, daß eine geneigtere Stimmung Raum gewinne und daß dem Bruderstamme die gebührende Stellung zuerkannt werde.

Mögen die Skizzen, in welchen die ernste, wie die heitere Seite des Volksgeistes und Volkslebens zum Ausdruck kommt, eine freundliche Aufnahme wenigstens in allen den Kreisen finden, in welchen noch Sinn und Verständniß für das echt Volksthümliche vorhanden ist.

I. Die fränk. Mundart.

Die Sammlung der Spracheigenthümlichkeiten in der Mundart des fränkischen Volkes, von welchen hier etliche Proben vorgelegt werden, ist zunächst aus einem persönlichen Bedürfniß hervorgegangen. Es ist ja einleuchtend, daß dem Altwürttemberger, wenn er sich in diesen fränkischen Landestheil versetzt sieht, die Unterschiede in der Aussprache wie in der Redeweise stärker als dem Einheimischen auffallen und so von selbst Veranlassung zu Vergleichungen mit andern Mundarten, vor Allem mit der schwäbischen darbieten. Kommt noch dazu, daß man durch Beruf und Stellung auf den täglichen und vertrauteren Verkehr mit dem Volke angewiesen ist, und ist das Ergebniß der Unterhaltung in den ersten Zeiten wenigstens derart, daß sich oft die seltsamsten Mißverständnisse herausstellen, durch welche man wohl an das Dichterwort gemahnt werden mag: Barbarus hic ego sum, quia non intelligor ulli, so ergibt sich bald das Bedürfniß, daß man aufmerksamer und genauer auf die Redeweise des Volks eingeht, die eigenthümlichen Ausdrücke und Redewendungen aufzeichnet und sich anzueignen sucht und der darin sich ausprägenden Eigenart nachforscht. Das Interesse steigert sich, je mehr dem Sammler eben

dies zum Bewußtsein kommt, daß sich in der Mundart und Sprache wie in der Sitte das Charakteristische des Volksstamms nach seiner Denk- und Lebensweise spiegle.

Daß überdies für die Sprachvergleichung, für Ergründung der Sprachwurzeln ꝛc. ꝛc. ein werthvolles Material in diesen alten Sprachresten der Volksmundart verborgen liege, die leider von unserer nivellirenden Zeit mit ihrem modernen Sprachbarbarismus mehr und mehr zurückgedrängt werden, soll hier nur im Vorübergehen angedeutet werden.

Wir sollten darum nicht säumen, in der Gegenwart noch zu fixiren, was sich an ursprünglichen und charakteristischen Spracheigenthümlichkeiten darbietet. Unter unsern Augen ist im Lauf von 20 Jahren (1860—1880) der ehren- und wetterfeste Dreimaster und die breitkrämpige fränkische Florhaube, diese Macht auf dem Haupte des Weibes, der Modesucht zum Opfer gefallen. Gerne möchten wir uns des alten Erfahrungssatzes getrösten: Plus decies mutant vestem, sed lingua manebit. Wer aber den neuerdings aufkommenden jargon kennt, wie er mehr und mehr von den Städten auch unter das Landvolk eindringt, der kann seine Bedenken nicht ganz unterdrücken und muß wünschen, daß die echte naive Mundart, deren Werth und Schönheit nur der Unkundige unterschätzt, lange noch ihre Widerstandskraft bewähre.

Wenn das Charakteristische der fränkischen Mundart zur Darstellung gebracht werden soll, so wird zunächst

die phonetische Seite derselben, die Aussprache, in's Auge zu fassen sein, welche zwar in verschiedenen Gauen manche Nüancen annimmt (cf. Abschn. II.), aber in ihren Grundformen die Verwandtschaft nie verläugnet und meist auf gewisse Lautregeln zurückgeführt werden kann. Daß die fränkische Aussprache sich merklich von der schwäbischen unterscheide, das tritt jedem, welcher die Grenze des Frankenlandes betreten, entgegen; daß es aber keineswegs so leicht ist, dieselbe auch zu erlernen und nachzuahmen, wie es bei der ersten Auffassung scheinen könnte, das bekommt besonders der einwandernde schwäbische Bauer, der sich hier ankauft, zu empfinden. Es bedarf langjähriger Übung, bis er es so weit gebracht hat, daß er sich mit seinem Gesinde und mit seinen Nachbarn in der volksüblichen Aussprache und vollends auch in den spezifisch fränkischen Ausdrücken leicht und gewandt verständigen und unterhalten kann. Und doch bleibt ihm keine Wahl, denn er fühlt es recht gut, daß er erst dann in die richtige Stellung zu seinen Dienstboten und zu voller Ebenbürtigkeit unter seinen Mitbürgern gelangt, wenn er dieses Ziel erreicht hat; und es wirkt überaus erheiternd, ihn in der Zeit zu beobachten, wo er in das Stadium des Übergangs eingetreten ist, und wo in seiner Rede das schwäbische Element mit dem fränkischen noch in bunten Formen um die Herrschaft ringt.

Bemerkenswerth sind in phonetischer Beziehung bei der fränkischen Mundart folgende Punkte:

a verwandelt sich in ein langes o (ō) bei: Gras — Grōs, stark — stōrig, Stall — Stōl, sagen — sōche, Wald — Wōld (Wōldgeichel = Waldhahn = Schwarzspecht); Thal — Dōhl (Mërchedōhl = Mergentheim); Hase — Hōs*); Vater — Vōder; Ball — Vōler (auch Vāler);

in ein kurzes helles e (é) bei: Wand — Wénd, Hand — Hénd (singul.);

in ei: wir haben — mer heiwe;

in ôe: ja — jôe, da — dôe;

an verwandelt sich in aun bei: anbinden — aunbinde, Zahnbürste — Zauhnbürscht, Schwanz — Schwaunz.

e (auch ä) wird sehr hell gesprochen (é) in: Léhrer, Séele, Wéch (Weg), Béer (Bär) — und zugleich verlängert in Gēld, Fēld, Wēder (Wetter);

en wird als Laut, der zwischen a und e liegt (ē) gesprochen (ähnlich dem e in Bruder);

e geht über in éē (ö in äe) bei: gern — géērē, Kern — Kéērē, Chörlein — (Erker-Käfig) Käerle;

in ei bei: heben — heiwē, Esel — Eisel (Hiner- oder Hïereisel = Horniß);

in ie bei: Liēdē (Letten),

in i bei: Brett — Brīd.

---

*) Ein Bettelkind bat um Stiefel für seinen Vater. „Stiefel kann ich dir nicht geben, aber Hosen". Hōsē bräuchē mer net, man Vōder hat selwer ē Flint. Wäre statt Hōsē — Heusē gesprochen worden, so hätte es kein Mißverständniß gegeben.

i wird gedehnt in: Gīft, Rīß, Stīch, Kīnd (aber Mehrzahl: Kind, kurz und scharf), Hīmel.

i verwandelt sich in ë bei: Kirche — Kërch (Kërchbërch), Kirschen — Kërsche.

in ein kurzes e bei: wir — mer.

ie wird wie iē gesprochen in: hiesig — hiēsich.

ü wird immer wie i gesprochen;

es geht über in ë bei: Würste — Werscht, Fürst — Ferscht, würgen transitiv — wërche.

in ô bei hinunterwürgen — nōwôriche.

in ie bei wüthend — wiedich, Hühner — Hiener (aber auch Häener).

in u bei: Lücke — Lugge.

o lautet um in u bei: Sommer — Summer, Woche — Wuche, trocken — drugge.

in i bei abtrocknen — ōdriggle, golden (gülden) — gildich.

in ou bei: Loch — Louch, Wolf — Woulf, Vogel — Vouchel (Mehrz. Veichel), Boden — Boudē (Boudebeer = Erdbeeren), aber auch in der Bedeutung von Bühne, Kopf — Koupf.

in ôe bei: Zorn — Zôerē (i hob ēn Zôerē an de naun), Korn — Kôerē.

in uē bei: wo — wuē (wuē anne? Ôenzē. heißt: wohin gehst du? nach Onolzheim).

u verwandelt sich in ô bei: Bursche — Bôrsch, durstig — dôrschtich.

in ü (resp. i) stumm — stümm (si isch [is] e Stümme

heißt: sie ist eine Stumme), schlunden (schlucken) — schlündē (dies besond. in der Kupferzeller Ebene und am untern Kocher).

u wird häufig wie uē gesprochen: Schnur — Schnuēr, was thust du? — was duēsch?

au in ōb bei: blau — blōb.

ei, auch eu, wird wie ái gesprochen bei: Seide — Sáide, Kreide — Kráide, Veilchen — Váile, heute — háit, Leute — Láit.

bei au wird das a sehr hell gesprochen (áu) in: sáuwer, fául, Báuer.

Durch Synkopirung des Diphtongs ai, ei, au und eu in ā (resp. ein ꝛc., in ān) bildet sich aus Fleisch — Flāsch, Laib — Lāb, Laub — Lāb (oder Lāwich), Freude — Frād, Streu — Strāb, feist — fāst (fāste Strābwellē = starke Streuwellen), Lauch — Lāch, behaupten — b'hāptē, Froschlaich — Frouschlāch, Stein — Stān (aber Wein — Wein).

Der in der Volkssprache des Franken, wie des Niederdeutschen deutlich hervortretenden Neigung zur Silbendehnung steht gegenüber eine Vorliebe für Verkürzung und Verschärfung von vielen an sich langen Silben: viel — vill, Stiefel — Stiffel, Schwefel — Schweffel, Häfelein — Häffele, lebendig — lëwwēdich, lebhaft — lëwēllich, Meise — Maſſele.

Bei den Consonanten ist im Allgemeinen der Zug in die Augen fallend, daß die tenues als mediae, die mediae als aspiratae ausgesprochen werden.

b verwandelt sich in w bei: Gabel — Gawel, aber — awwer, Kreben (Korb) — Kréwē, leben — léwē.

g in ch (oder ich) sagen — sōche, Evangelium — Evanchelium, tragen — trōche, Berg — Berich, sägen — séche.

k wird wie ein scharfes ch ausgesprochen bei: heikel, hächel, Quecksilber — Quechsilwer.

h zwischen zwei Vokalen wandelt der Franke um entweder in ch bei: sehen — séche (goth. saian, im Heliand sehan; zum Unterschied von säen — säewe, goth. sajan, alt hochd. sawen), geschehen — gschéche.

oder in w bei: drehen — dreēwe, ausruhen — ausgruēwē.

eher wird sogar in ehēnder verwandelt.

bei gehen tritt eine Art Metathesis ein: — gehēnē.

aus p wird ein scharfes b.

s wird in der Kupferzeller Ebene und abwärts am Kocher wie sch gesprochen: Ochsen — Ogsche, Wiese — Wiesche, Hase — Hōsch, Waisenhaus — Wāschē-háus.

Isch für ist hört man mehr im westlichen, is mehr im östlichen Franken.

t wird meist wie d gesprochen: Tauben — Dáuwē Schatten — Schaddē 2c.

Die Endsilben und -Buchstaben werden wie im schwäbischen Dialekt häufig abgekürzt: heftig — hefte, freilich — fráile, Jaxtheim — Jôgschtē, bleiben — bláí (i dérf nimme lénger dôbláí).

Eine Verlängerung erfahren sie bei: finster — fiͤnſtrich.

Auch Zuſammenziehungen durch Elliſionen liebt der Franke gleich dem Schwaben: Strumpf — Stumpf, Weibsbild — Wäisbild, Mägde — Madē, eine Handvoll — ē Hampfel, ſeither — ſidder.

Eine Art Metatheſis tritt hervor in: Mètzger — Mékſder, Zwetſchgen — Zwegſchder, Soldat — Saldot, Kohlraben — Kalrōwē, Thüngenthal — Dingeldē.

Wie wir geſehen, hat die fränkiſche, wie die ſchwäbiſche Mundart ihre gedehnten Silben und Worte, aber weil der Franke überhaupt ſchneller ſpricht, als der Schwabe, fällt dieſe Dehnung weniger in's Gehör.

Dem Franken fehlt auch die modulirende Stimme, die den Schwaben kennzeichnet.

In dieſen wenigen Notizen, welche Verfaſſer, um nicht zu ermüden, möglichſt abkürzte, iſt wenigſtens das Eigenthümlichſte der Ausſprache dargeboten. Auch bei den nachfolgenden Proben aus der Formenlehre mag es genügen, wenn aus der größeren Sammlung einige charakteriſtiſche Merkmale herausgehoben werden.

Bezüglich der Sprachformen iſt zu bemerken, daß bei der Beugung des Hauptworts der fränkiſche Dialekt wie der ſchwäbiſche den Genitiv möglichſt vermeidet: das Haus meines Vaters — mām Vōder ſân Hāus; der Garten gehört meiner Mutter Bruder — manrē Muēder ihrem Bruēder.

Der Artikel läßt ſich in der Zuſammenſetzung mit

in, von im Dativ an der Jagstlinie und abwärts nicht hören: er ist im Garten: er is in Garte, er kommt vom Garten: er kummt von Garte; die Präposition fällt aus: er storzt nein's Wasser; nein's Ga = hinein in's Gäu (Unterfranken, Würzburger Bezirk): naus de Wold: hinaus in den Wald. Der Pluralis von Zahn — Zauhn lautet Zeihn, von Magd — Mäde, von Mädchen — Mädlich.

Die Diminutiva endigen im Singular auf le, im Plural auf lich: Häisle (Häuschen) — Häislich, Fischle — Fischlich, Wackerle (Hund in der Kindersprache) — Wackerlich, Häffele — Häffelich 2c.

Bei manchen Adjektiven ist die eigentliche Steigerung zu merken: rein — ran, Compar. rénner, Sup. rénnst; klein — klan, Comp. klénner, Sup. klénnst; schwer, Comp. schwerner; wahle (waidle = schnell) Comp. wählicher.

Aus dem Adverbium hin (verloren, verdorben) bildet sich das Adjektiv hinich, z. B. e hinicher (zerrissener) Stiffel.

Zur Verstärkung des Adjektivs verfügt der Franke so gut wie der Schwabe über einen reichen Vorrath von Worten, durch welche er con expressione zu sprechen liebt: fáierrôeth (feuerroth), kërschrôeth, blitzblôew, kráidewáiß, lachgreen, käesblach, gouldgelb, beerbraundschworz, kërzegrod; auch derbere Ausdrücke sind gebräuchlich wie: grottebrad, hundsmied, fuchsdáifelswild.

Allgemein beliebt sind die subsidiären Worte: abschäile, hefte, gräiselich, zuweilen in seltsamer und überraschender Anwendung, z. B.: der Chrischbām isch awwer abschäile scheen herbutzt; oder räich isch=se woll, aber ē weng hefte dumm.

Ferner hat der Franke eine besondere Verstärkung in der Iteration: dickēdick, ōrichenōrich, langēlang.

Die verstärkte Verneinung lautet: durchnein net = durchaus nicht.

Das Fragewort warum wird verstärkt durch wéchē worum: I mécht wissē, wéchē worum du mein Kind gschlōchē hasch.

In der Abwandlung des Zeitworts zeigt sich gleichfalls manche Abweichung von der schwäbischen Mundart:

Schw. i steh (od. stand), du stôhst, er stôht,
Fr. i stëh, du stëēsch, er stëēht, mer stehēne (stéihne) ꝛc.
Schw. i kauf, du kaufscht,
Fr. i kāf, du kéffsch, er kéfft, mer kāfe,
Schw. i glaub, du glaubscht,
Fr. i glāb, du glābsch,
Schw. i han, du hôsch, er hôt, mer hent,
Fr. i hō, du hasch, er hat, mer héiwe, ihr héit, sie héiwe, infin. hōwe (oder hō).

Von der Anwendung des Imperfekts ist der Franke ebensowenig Freund als der Schwabe. Statt: ich hörte, sagt er: i hōb ghäērt, statt wir fuhren — mer sann gfōhrē.

Das Reflexiv in den Zeitwörtern sich wundern, sich

angewöhnen, ist nicht gebräuchlich: I mueß norr wundern, daß ꝛc. ꝛc. Hëiwē Se schon eingweēhnt.

Folgende impersonelle Redeformen finden sich ziemlich allgemein in der Haller und Gerabronner Gegend: s'gschtarrt (es friert), s'gschlafft (es thaut), s'zäicht (es [zeucht] zieht) und in der Rothenburger Gegend: s'gschräfft (es überfriert leicht).

Wenn schon nach der bisherigen Darstellung der fränkischen Mundart nach Aussprache und Abwandlung das spezifisch Fränkische heraustritt, so werden wir der Eigenart desselben noch näher kommen, indem wir die mancherlei charakteristischen Redewendungen und Ausdrücke ins Auge fassen, welche uns in der täglichen Conversation mit dem Volke begegnen und auf deren richtiges Verständniß der Fremde oft erst im Laufe der Zeit geführt wird.

Die häufige pleonastische Anwendung von thun im Schwäbischen hört man selten:

Schw. i dhäts em gar net sâ (sagen).

Fr. i sōchet's em gōr net.

Schw. du duēscht jetzt au dē ganzē Dag fortschreie.

Fr. du bläeksch (blöckst) awwer ā an âm Strang fort.

Dagegen ist der Franke sehr freigebig mit dem Ausdruck „es dünkt me“ im Sinn einer Ansicht, eines Wunsches, oder einer Forderung: es dünkt me du bisch net recht gschmitzt (gescheidt); es dünkt me, i sett ē Fläsch hō.

Dem schwäb. Pleonasmus: dernô bin i hergangē

und han 2c. entspricht der fränkische: Nôe bin-e heer gwe*) und hob 2c.

Eine eigenthümliche Redeform findet sich in der Anwendung des hypothetischen wenn. Schw.: wenn i des wisse dhät. — Fr.: des wenn i wißt, des wenn i het 2c.

Auch einem Anakoluthon begegnet man zuweilen: Wenn S' an Uftrit (Auftritt, Strohmatte) bräuche, mein Maun kaun näpfe (Näpfe machen oder Stroh flechten); oder einer Attraction: Den Tropfe, den's rechert, der bláit howe.

Ausdrücke der Verwunderung sind: I glâbs glái; sich, sich (sieh); ha, wär; an mein.

Des Lobs: Er is zu wacker, zu g'schickt.

Der is**) sou flink 'nander náus.

S' isch gor e gmâner (oder niederträchticher) Herr = leutselig, herablassend.

Si isch e Brave. Oder: Si isch e guete Dhire (ein gutes Thier als Feminin).

Ausdrücke der Resignation: S' kaun net wenger als âns (eins) schloche.

S' geeht so anne (erträglich).

Mer mieß'es láichter mache (verganten lassen).

Ausdruck der Zustimmung: was i â glâb. De'sch gwis. Des soche; oder des soche â.

Ausdruck der Geringschätzung: Des kâf i net dháier

*) Gwe (gewesen) kommt noch in einer besonderen Zusammenstellung vor mit der Bedeutung „geworden“: Der Gául isch mer hingwe = daraufgegangen.

**) is wird mehr in unsrem östlichen Franken der Jagst entlang gebraucht; isch — im mittleren und westlichen Theil.

(theuer) = hat wenig Werth für mich. Was verschtéesch du dervoun. Do isch, wie wenn e Ochs in e Abedeeg (Apotheke) neinguckt. Dôe bin i net närret mit, oder: des kaun-i vergrothe. Die (diejenige) wem-mer aunguckt, waß mer de ganze Léwesläf (Lebenslauf).

Ausdruck des Unwillens: Dir g'häerts gsocht, der ghäert verschloche 2c. Des frabt me net héfte.

Ausdruck des Widerwillens: Fürchte dhu-i de net, awwer dan Gschrâ (dein Geschrei) moch i net häere.

Bei Zänkereien erfolgt gewöhnlich nicht sogleich eine plumpe Eruption — der Franke hält an sich — vielmehr werden erst spitzige Reden gewechselt, denen der Eine oder Andere nach Umständen eine scherzhafte Wendung zu geben weiß. Und selbst wenn eine derbere Rede fallen soll, wird solche gern mit den Worten eingeleitet: Du, i will der ebbes soche, oder ebbes scheens soche.

Für euphemistische Ausdrücke zeigt sich eine sichtliche Vorliebe. Stehlen heißt sténze (besonders bei kleineren Diebstählen). Gestohlenes Obst — Gripsich, betteln — fordern (z. B. si geeht náus fordern), verhöhnen — utze. Von Leuten, die mit oder ohne Schuld in Gant geriethen: si sann uf'n Houf verdôrwe oder in Abgang 'kumme. — 's word eim ganz hähnle sei, wenn mer de nemme sicht — statt: pack dich fort.

In seinen Gesprächen legt der Franke eine Gewandtheit der Redewendung an den Tag, die oft wirklich überrascht: Zu einem Bettelweib sagte mein

Nachbar: „Du kummsch awwer zu oft und säit d's letschmôl dôēgwé bisch, feēhlt mer â mē Bäil". „Sell i's gschtoule hô?" „Daß de's gschtoulē hasch, will i grōd net sōchē, awwer in mân Häus wenn d' net kummē wärsch, nô hätt i's nō.

Seinem natürlichen Frohsinn weiß der Franke selbst in der gewöhnlichen Unterhaltung Ausdruck zu geben, wohl auch die Rede mit einem geläufigen Sprichwort zu bekräftigen und wenn sich die Leute gegenseitig nach ihrer höflichen Art den Tagesgruß bieten, fügen sie wohl noch eine amicable Frage hinzu: „Fläiße?" „Fäierowēd?" (d. h. machst Du bald Feierabend?) Hābts guet?" (Hauts gut?). „Näus 's Fēld?". —

Auch auf ein ernsteres Gespräch läßt sich der Franke ein, allein man wird immer finden, daß er dabei vermeidet, in sein Inneres blicken zu lassen, auf innere Erlebnisse, Stimmungen und Eindrücke einzugehen, was damit zusammenhängen mag, daß der Sinn für die realen, auf der Oberfläche liegenden Dinge und die verstandesmäßige Auffassung des Lebens vorwiegt, Phantasie und Gemüth dagegen zurücktritt*) und so die tiefere Erfassung und Verarbeitung des angeregten Gedankens fehlt.

Indeß muß immerhin constatirt werden, daß neben einem gewissen leichtlebigen Naturell und einer heiteren Lebensanschauung doch ein gesundes sittliches Substrat

*) daher mag es auch kommen, daß in weiten Bezirken des Frankenlandes das genuine, echte Volkslied seltener zu finden ist.

und noch viele Pietät, besonders auch eine treue Anhänglichkeit an die Kirche und Werthschätzung ihrer Ordnungen sich erkennen läßt, daß ferner bei einem Accomodationsvermögen, das den Franken befähigt, sich leicht in neue Verhältnisse zu finden, und Fremdes sich zu assimiliren, doch ein konservativer Grundzug und Ordnungssinn namentlich in dem Familienleben vorwiegt. Es sind das Charaktereigenthümlichkeiten, die wir noch näher in dem Abschn. III kennen lernen werden.

Dem Verfasser werden wohl alle, welche in das Frankenland zu längerem Aufenthalt hereingezogen sind, darin beistimmen, daß die genannten Eigenschaften in dem Grad deutlicher erkannt und mehr gewürdigt werden, in welchem man sich mit dem Dialekt und der Sprache des Volksstamms, diesem treuen Ausdruck seiner Eigenart, vertrauter gemacht hat, und wir können nur wünschen, daß diese auch fernerhin in ihrem Bestande erhalten bleibe und daß sich an unserm fränkischen Volksstamme noch lange hinaus das Wort bewähre: Plus decies mutant vestem, sed lingua manebit. Denn — mit der Sprache bleibt immer auch noch ein gutes Stück vom echten alten Volksgeist erhalten.

Zur Ergänzung dieses Abschnitts folgt noch eine kleine Zusammenstellung eigenthümlicher fränkischer Worte nach dem Alphabet geordnet, wobei übrigens ausdrücklich bemerkt wird, daß in der Sammlung auch Ausdrücke aus Mittel- und Unterfranken aufgenommen worden sind.

A.

Ärfele = Arm.
Afelstangē = Stange über dem Ofen zum Trocknen der Spähne, der Wäsche 2c.
Aftermōante (Aftermontag) = Dienstag.
Alert (alerte) = munter.
Allewáil und allwáil = jetzt eben. Er isch allwáil im Wirthshaus heißt nicht: fortwährend, sondern im Augenblick.
Aubes oder Auwes = kleine Pflaumen.
Aufplärrē oder uffplärrē = aufgehen, Risse bekommen. Der Stiffel, der Zuwer is (isch) ufplärrt.
Aunsélich = aus der Ruhe gebracht, verstört.
Ausding = vertragsmäßiger Lebensunterhalt für den früheren Besitzer.
Ausfall = Ausflug. Welle's an Ausfall machē?
Awersche und untersche = abwärts, hinunter (üwersche heißt: nach oben, aufwärts).

B.

Bähē = aufwärmen, rösten.
Bändelkappē = Haube.
Bätzig oder Bützig = Kehricht.
Baudēbeer = Erdbeere.
B'hälter = Schrank.
Beikē = weinen; auch rähre, flannē.
Bläßich = bloß, nur; bläsich a bisle.
Blafendel = Lavendel.
Blauer Holder = unsere Syringe.
Blôb = blau. S'is a Blôber = Pinsel.

Bōder = Bader (Chirurg).

Büchenätle = beinahe; bi adv. = nach, nahe bei; näthle = nöthig.

C.

Chärrle (Kärrle) = Käfig.

D.

Derbastē = zu Stande bringen; (basten = binden, beladen; bastant = kräftig; erinnert an βασταζειν). z. B. i kauns fascht net derbastē.

Diecher = heimtückischer Mensch.

Docherle, auch Wackerle = kleiner Hund.

Döbern = überwältigen.

Dōmeszucker, auch râner Zucker = gelber Rohzucker oder gestoßener Zucker.

Drehbē, sich drehbē, auch h'rumdrehbē = zur Besinnung kommen, sich bessern.

Drehnslē oder drehnsē = träg arbeiten, zaudern ꝛc. (trainer).

Drudēwind = Wirbelwind. Drudenfüße an Thüren, Fensterläden ꝛc. sieht man häufig; in den „12 heiligen Nächten“ findet man sie mit Kreide an Stall- und Scheunenthüren angezeichnet.

Duckē = sich schmiegen. Duck de, oder i sōch der ebbes anders.

Dullēbluēm = Tulpe.

Duppē, vom Wetter: „s' duppt“ = es neigt sich zum Regen, zum Thau. Gegensatz: s' Wéder sicht schöan her.

E.

Einkommē = niederkommen.
Einstehnē = in den Dienst treten.
Entricht = Antrecht a. h. d. antrecho Enterich. anas und rich = Herr.

F.

Flannē wie im Schw. = weinen.
Flockē = brennen. Des flockt wie ē Neuēstäner Maulschell.
Fontēnell hört man statt Ventil häufig. So auch statt Kanarienvogel: Kanalev.; statt Malaga-Wein: Malakkē-Wein.
Fürstellē = konfirmiren.
Funschlē = nachgrübeln.
Fusserich = bestäubt — faserig, haarig.

G.

Gättich, gättle = erwünscht, bequem.
Galopper = ein verkommener Bauer. (Vom hinkenden Gang des Pferdes).
Gammelich = begehrlich, schw. gimmelich.
Gâsich (gaisig) = sperrig, gespreizt; von Pflanzen: vergeilt.
Geichel, Gechel = Hahn. Wōldgeichel = Schwarzspecht.
Glusam = mäßig erwärmt.
G'mäsch = Grünfutter. Gemisch von Wicken und Haber.
Gollicht = Talglicht.

Gräisle̅ = grauen. s' gräiselt mer, wenn i de norr au͡nguck.

Grapfle̅ (von graben) kritzeln, undeutlich schreiben, erinnert an γραφειν.

Gratsche̅ — vom grattelnden Gang; schéche̅ — ähnlich; besonders von Krummbeinigen.

G'récht werre, = fertig werden.

Gremmelich, grimmelich = lebhaft, kräftig sich bewegend. a. h. d. chriman krümmen. A. „Wie stehts zu Hause, sind die Kinder gesund?" B. „I dank, s'Klennscht (Kleinste) grunt und isch récht grimmelich". A. „Es wird wohl ein Ruhranfall sein?" B. „Nân, s'isch gsund und fährt wacker fürsche."

Gripsich = Obst. Vor 50 Jahren war die Mostbereitung in der Bühlergegend noch unbekannt, das Obst noch ziemlich werthlos geachtet.

Grummet = Oehmd (Rothenburg a. T.).

Gschmorgel = Schmalzbackwerk.

Gstockte Milch = saure Milch.

H.

Hâchel = heikel, empfindlich.

Häftle = Stecknadel.

Härle (= Herrle) = Großvater (auch Altvōder) die Altmutter heißt Frâle.

Hasselire̅ = schimpfen.

Häusler s. Kobler.

Hamse̅ = gewöhnen.

Háichelstan (Heugelstein) — Muschelkalk mit Sand versetzt; granitfester Kalkstein.

Halbergául — Klette.

Hamballe — Dummkopf.

Hamberle — kleines Schaf.

Hampfel — handvoll.

Hanle (heimelich) = sanft, mild, wohlthuend.

Harles (und Hörles) = gesellige Unterhaltung. Er isch Hörles gangē — in Gesellschaft gegangen, besonders vom Vorsitz gebräuchlich.

Haulbeer — Himbeere.

Haunmüēte — hochmüthig.

Háusbutzer — Hammelschaf.

Heandle = Handgriff am Topf.

Heareisel = Horniß.

Heunt = vorige Nacht.

Hockē = krank liegen. Se hockē no all (sc. Kinder).

Hoëferich = hoffährtig.

Höschle, auch schiffern = auf dem Eis schleifen.

Hóggartē = Ausflug machen, ausgehen. Höge = Gesellschaft; gartē = Zeitvertreib suchen, schlendern.

Hopsenâd = wunderlich, närrisch. Des is ē Hopsenâder.

Hōraff (Hoarē = Horn, Hornaffe) = Butterbackwerk (Crailsheim).

Hossē = schaukeln (hausser). Hossēgaul = Wiegenpferd.

Hub = Erhöhung; umzäunter Hof. Großenhub (Wildenstein).

J.

Jamōle und innemōle = zuweilen.
Jetze = neulich (schw. verwichē).
Jēmes und Eēmes = Ameisen. Die groſze Ameise heiſzt Reitereēmes. Jēmesbärzel = Ameisenhaufen.

K.

Käspappelich = Winde, convolvulus repens.
Kätzē = geflochtener Tragkorb. a. h. d. crezzo und cratto. schw. Kretten.
Kaunützich = nichtsnutzig.
Kavenätle — auch Korb = Ausdingstübchen.
Keit = Krautsetzlinge; davon: Keitländer.
Kindszech = Taufschmaus.
Koasē = plaudern (causer).
Kobel = Kasten; Haus. Köbler = Häusler = Beisaſze.
Krättlē = in wallendem Waſſer abſieden; davon Krättspeck = Keſſelfleiſch.

L.

Labári gehnē = Laubholz leſen (Unterfranken).
Läglē = leugnen.
Lāhmē = Lehm.
Lammel = Meſſerklinge (lamella).
Lïēde = Letten.
Lēch = Log = Lagerſtein; Grenzſtein.
Loſēment = Wohnung (logis).
Loſung = Erlös, Verdienſt. J muēs wartē, bis i wider ē Loſung hô.

M.

Mähnē (mêner) Pferde od. Ochsen beim Ackern führen.
Manteniere (maintenir) handhaben.
Massematte = Umständliches Wesen; Geschäft'chen.
Matt = zart, matter Salat; matts Kraut.
Möisich = trübe vom Wetter; schläfrig vom Menschen.
Morchēstähler = Schmetterling.
Mores = Angst.
Mutzē = Sonntägliches Kleid. Sonntagsrock.

N.

Näthle = nöthig, pressant.
Nation = Sorte von Leuten, Gesellschaft.
Des is ē bäse Nation.
Naune = noch nicht.
ē Niēdle = eine kurze Zeit, niēdweis = da und dort.
Nōchelnäber = Nagelbohrer.

O.

Ochsē = Tannezapfen. Mutschlē = Föhrenzapfen.
Ofēchē = waschen. Hasch de ogfécht?
Ohäusē = zanken, auch hasselirē.
Okorrichir'n = abtrumpfen, zanken; ähnlich:
Orafflē (abräffeln) = abreiben.
Oraupē = abmustern, zanken.
Ōrtlich — artlich = eigenartig; seltsam. 's isch ē ōrtlicher Vorsch.
Owärrē = abwehren.

P.

Plärrē (pleurer) schreien, weinen; den Mund weit aufreißen.

Plōtz = Kuchen (placenta).

Polätschē = undeutlich, fremdländisch sprechen.

Prunkgaden = sogenannte gute Stube. (Niederbayern).

Q.

Quästern = drängen (questionner?). Bair.-Unterfranken.

R.

Räbblē = reiben, kratzen.

Rächerē = regnen.

Rährē = regnen; weinen. Rähr doch net an âm Strang fort!

Rantschá = Angersen, auch Runkelrüben.

Ráusklaubē od. h'ráusklaubē = wählen. Se hewwē awwer en schöēnē Dōch ráusklaubt.

Reihrē vom Obst 2c. = herabfallen — von lockeren Gegenständen = herabbröckeln.

Rumbstumpē = von Grund aus.

Rumbuttern — h'rumbuttern = kneten, durcheinanderschütteln.

S.

Sächeš = Sense. Der Griff heißt Worb.

Sätzē = sitzen. Komm, mer wellē se sätzē.

Schäffenich = arbeitsam.

Schâchē = scheichen, forttreiben. uffschâchē = aufmuntern.

Schaluh = eifersüchtig (jaloux).

Schärlitzē = Schierling (Conium; auch Aegopodium und andere Umbelliferen).
Schlachtschüssel = Metzelsuppe. (Rothenburg a. T.)
Schmacketsbriet = Blumenbrett.
Schmarraggē = durchbläuen, beschimpfen (Schmarre, Schwiele).
Schmugger od. Schmucker = zart, schmächtig, hager.
Schnaber = Heckenmesser; Streuhackmesser.
Schützich = passend, nützlich. Es paßt schützich. D' Nähwere schnaid s' Duēch unschützich.
Schwéwē (Schweben) in der Unruhe umgehen nach dem Tod. (von Mördern, Meineidigen, Markſteinversetzern ꝛc.)
Schwubel = Menge, Schwarm.
Siëdē = schnell laufen (sauter). Diē kann awwer gsoddē!
Spreisel = Splitter.
Staarenkobel = Staarenhaus.
Stallirē = schimpfen, poltern.
Steicherling = Hausschwalbe.
Strandlē = zweifeln.
Struttsauer — strutt = stark, starr.
Stubel = Webstuhl.
Stützē, Wasserstützē = Holzgefäß mit Deckel für die Mäher und Schnitter.

T.

Tanne. a. Fiachtē = Rothtanne. pinus picea.
b. Fohrlē = Fichte od. Föhre. pinus silvestris.
c. Tannē = Weißtanne. pinus abies.

Tenn od. Denn = Tenne, Öhrn. Der Tenn is hoch. Haustennē = Hausflur. Schairētenn ist der Dreschboden.

Tirgele od. Dirgele = ein kleines Lämpchen.

U.

Überénzich — übereinzig = überflüssig, überzählig.

Überlenkē = überladen. Er isch mit G'schäfdē überlenkt.

Unrosē — Aunrosē = Futterabfall am Trog (rodere nagen).

Utzē = necken.

V.

Váilē = Veilchen.

Vergrōthē = entrathen, vermissen, entbehren, z. B. Des kann i vergrōthē (daran liegt mir wenig).

Vergwinnē = im Spiel oder Handel verlieren.

Verhaltē bleiwē = zurückbleiben, hängen bleiben.

Verthalbē = vorhanden. Er isch allēwáil net verthalbē, awwer er kummt glái. Mer hättē glâbt, daß ēn andere Krankhet verthalbē sai.

Virgele (virgula) das Pünktchen. Bis uff's Virgelē mueß passē.

Vornächte = vorgestrige Nacht (heunt — vorige Nacht).

W.

Webstudel = Webstuhl. Früher allgemein in den Bauernstuben; im Spätherbst aufgeschlagen. Von dem darauf gewobenen Wolltuch unter-

scheidet man das gute Tuch vom Kaufladen: „Guttuch“ genannt.

Wenzeln = wandern, von Dienstboten, cf. IV. Abschn.

Wiesēnächelich = Frühlingsenzian. Gentiana verna.

Windisch = wetterwendisch, launisch.

Wist = links (als Anruf für die Pferde) herrio, auch herrieiner; hott — rechts.

Worchē = würgen; auch worgsē.

Wüst, häufig im Sinn von: grob.

Z.

Zérrē, zersē = zanken, necken.

Ziachanich Ziēchenich = dehnbar.

Ziefer = Federvieh; auch Gaisen, Schafe ꝛc. a. h. d. zepar, Opferthier; n. h. d. Insekten, Kerfthiere ꝛc.

Ziēsē, verziēsē — elend verenden, leiden. Laß des Diēr net so ziēsē.

Zielē, auf etwas — begehrlich nach etwas blicken.

Zochē = Docht (von zocken, zupfen).

Zoarē = Zorn. Was hasch für en Zoara an mi naun?

Bemerkenswerth ist die Alterirung des Wortsinns bei vielen Ausdrücken, von welchen in dem vorangehenden Verzeichniß mehrere schon aufgeführt sind.

Ausfall = Ausflug.

Abfegen — Ōfechē = waschen.

Entscheiden = verscheiden; z. B. geschter Ōbed ist ma Nochber entschiedē = gestorben.

Bekommē, schw. verkommē = begegnen.

Betrōche — sich betrōche = vertragen oder sich begnügen.
Kastē = Schublade, z. B. 's Brod láit im Kastē.
Sarg = Bettschlauch.
Truchē = Sarg.
wacker = lieblich, angenehm, z. B. wackers Wéder.
Verbietē = befehlen oder entbieten.
Knitz = bitter, widerlich, z. B. a knitze Arznái.
Matt = weich.
Zuemuathē = freundlich auffordern, rathen; z. B. Mer hewenem zuagmuath, er sell hairichē (heiraten).
Verzéichniß = Zeugniß.

II. Die Sprachgrenzen.

Auf Alle, welche sich mit der Volksmundart gern und eingehender beschäftigen, übt es immer einen besondern Reiz aus, wenn sie Gegenden und Ortschaften kennen lernen, in welchen zwei Sprachstämme wie der schwäbische und fränkische oder wohl auch zwei Dialekte wie der untere hohenlohische und der sogen. Gäudialekt (im Tauber- und im Maingrund) sich nahe berühren. Man sieht sich sofort aufgefordert, Vergleichungen über die Aussprache und die Mundart anzustellen, auch sonstige charakteristische Merkmale herauszufinden, wie solche im Volksnaturell, in den Sitten und Gewohnheiten sich ausprägen, sofern die Verschiedenheiten eben hier weit plastischer als sonst hervortreten.

In den seltensten Fällen ist es freilich möglich, die Grenze durch eine genauere Linie zu markiren wie etwa in Obersontheim — Bühlerthann und in Wielandsweiler (Bibersfeld), wo die schw. und fr. Mundart, — in Honsbronn (Weikersheim), wo die hohenlohische und der Gäudialekt dicht aufeinanderstoßen. Diese Fixirung läßt sich besonders an solchen Punkten vornehmen, wo Niederung und Hochfläche in unmittelbaren Gegensatz treten oder wo die Confessionen sich scheiden, sofern die Zugehörigkeit zu dem einen und

andern Kirchsprengel schon in den ältesten Zeiten jedem Theil durch den Einfluß der Kirche und der weltl. Beamtenkreise sein eigenthümliches Gepräge verliehen bezw. bewahrt hat.

Sonst sind die Uebergänge in der Mundart meist kaum merklich und es hält oft schwer, aus der Sprachmischung, aus den ähnlich lautenden Worten rc. die Anhaltspunkte für die Sprachgrenze zu gewinnen. Namentlich macht man die Beobachtung, daß einzelne Worte des einen Sprachstammes in das Sprachgebiet des andern hinüber getragen worden sind. Leicht kann man dadurch auf die Meinung geführt werden, als befände man sich noch an den Uebergängen, während die genauere Beobachtung der Aussprache (weichere oder härtere), der Blick auf den Menschenschlag, auf die Sitten und Bräuche bald zu der Ueberzeugung führen, daß wir die Sprachgrenze bereits überschritten haben. Jedenfalls wird durch die sich entgegenstellenden Schwierigkeiten das Interesse für die Sache nicht gemindert, vielmehr gesteigert und wenn wir auch zugeben müssen, daß derartige Erhebungen der Sprachgrenze für Feststellung der ehemaligen Länder- und Gebiets-Eintheilung von untergeordneter Wichtigkeit sind, — einen subsidären Werth wird man ihnen doch nicht absprechen und für den, welcher die Interessen des Kulturhistorikers theilt, wird die Beschäftigung mit dem vorliegenden Gegenstand stets ihre Bedeutung behalten.

Auf Feststellung der fränk. Sprachgrenze ist von

Seiten unserer Nachbarn in Bayern schon viel Fleiß und Sorgfalt gewendet worden und da die Verhältnisse unsres Württ. Frankenlandes in engster Beziehung zu denen der fr. Bevölkerung Bayerns stehen, so verdienen alle Beiträge, welche sie über die ethnographischen und geschichtlichen Verhältnisse, sowie über die Gruppirung der Dialekte liefern, unser vollstes Interesse. Vor Allem wird darauf hingewiesen, daß die Gegenden des Tauber- und Maingrundes, welche in den ältesten Zeiten von den Hermonduren bewohnt waren, zur Zeit der Völkerwanderung theils von anderen germanischen Völkerstämmen (Alamannen, Thüringern) theils von Wenden, welche von den Karpathen hervordrangen, eingenommen worden seien und daß sich in Folge davon in der Nordoberpfalz und in dem angrenzenden östlichen Fichtelgebirge eine Bevölkerung gebildet habe, welche das Mischlingsgepräge trug. Die Wenden breiteten sich weiter dem Main entlang aus und drangen bis zur Regnitz und Wörnitz vor. Und während nach dem Siege Chlodwigs 496 die Franken den größeren Theil jener Main- und Tauber-Gegenden bis in unser Gebiet besetzten und die Alamannen verdrängten*), suchten auch die Wenden besonders, nachdem die Macht der Thüringer durch die Waffen der Franken gebrochen worden 530, mit ihren Kolonien weiter vorzudringen und mögen wohl da und dort wegen ihrer Kunde im Ackerbau und Bergbau willige Aufnahme gefunden haben. Daraus entstand

*) Nach altdeutschem Recht fiel dem Sieger 1/3 des Landes zu.

eine Mischung wendisch-germanischer, beziehungsweise wendisch-fränkischer Bevölkerung von verschiedener Nüancirung, namentlich im Rednitzgau (Bayreuther Unterland), in einem Theil von Thüringen und im Voigtland und im oberfränkischen Jura, wodurch die fränk. Mundart ihre eigenthümliche Signatur erhielt. Es ist wohl mit Sicherheit anzunehmen, daß die im Württ. Franken noch vorhandenen Spuren von Wendischen Kolonien auf jene Einwanderungszeit des sechsten bis achten Jahrhunderts zurückzuführen sind.

Den größeren Theil der Länder, welche später den Speirer, Wormser und Bamberger Sprengel umfaßten, und zu welchen auch unser zuvor von Alamannen und Burgundionen bewohntes Frankenland gehörte, nahmen aber die salischen Franken und Chatten (Hessen) ein*) und wir werden wohl nicht irre gehen, wenn wir uns die Invasion nicht als eine plötzliche, einmalige, sondern als eine successive vorstellen, wobei viele Alamannen, besonders in den südlichen und westlichen Grenzen, als Hörige in ihren Wohnsitzen geblieben sein mögen. Auch wird angenommen werden dürfen, daß die keltischen und alamannischen Namen der Orte**), welche von den Franken in Besitz genommen wurden, beibe-

---

*) Der Konstanzer und Augsburger Sprengel bewahrte das alam. Gepräge.

**) Hall vom Keltischen Hal = Salz; nach andern freilich von hellan — gießen oder von Halle für den Salzverkauf.

halten und nur da, wo neue Niederlassungen angelegt wurden, fränkische, bezw. hessische Ortsnamen gewählt wurden (Frankenberg, Hessenthal*).

Eine ähnliche Wahrnehmung machen wir z. B. in den von den Schwertrittern im dreizehnten Jahrhundert eroberten baltischen Provinzen, in welchen die lettischen und esthnischen Ortsnamen, wie der Blick auf die Spezialkarten ausweist, stehen blieben, und nur die von jenen erbauten Städte und festen Plätze deutsche Namen erhielten.

Noch fehlte es bis dahin in jenen unterfränkischen Gegenden an genauen Gebietsgrenzen. Festere Territorialverhältnisse gestalteten sich erst, als die deutschen Kaiser nach Beseitigung einer großen Anzahl von Gaugrafen und nach Aufhebung der Gaugrenzen die im achten Jahrhundert gegründeten Bisthümer Bamberg (Babenburg) und Würzburg begünstigten, und daß zu dem letzteren, dessen Gründung in's Jahr

* Auf eine weit frühere Einwanderung könnte die immerhin auffallende Erscheinung hinweisen, daß sich in unsrem Landestheil so viele ähnlichlautende Ortsnamen finden, denen wir im östlichen Bayern begegnen: Erlebach, Schwabbach, Altdorf, Rieden, Roth, Vehlberg, Vilzhofen (Wittelshofen), Eschenbach 2c. Man wird hier an die Worte Caesars De b. gall. V. 12 erinnert: altera pars Britanniae incolitur ab iis, qui ex Belgio transierant, qui omnes fere iis nominibus civitatum appellantur, quibus orti ex civitatibus eo pervenerunt.

741 oder 42 gesetzt wird, frühe schon auch unser Gebiet gehörte, ist durch Urkunden constatirt.*)

Innerhalb dieser Bisthumsgebiete gestalteten sich nun allmählig theils in Folge der Bevölkerungsmischung, theils unter dem Einfluß der physikalischen Verhältnisse der Länder (Höhen- und Tiefland) eigenthümliche Dialekte. Und wenn wir in unserem Gebiete schon gewisse Dialektunterschiede, wie oben angedeutet worden, machen müssen, so treten diese Differenzen im bayrischen Franken noch viel stärker hervor. Besonders auffallend ist der Unterschied zwischen dem Bayreuther und Bamberger Gebiet und mit dem Uebertritt des ersteren zum Protestantismus erweiterte sich die Kluft zwischen seinen Bewohnern und jenen des Bamberger Stifts, so daß sich eine orographische Grenze, der sogenannte Rinnsteig nachweisen läßt, der Paß, welcher sich vom Meiningen'schen Sonneberg zwischen Thüringer- und Frankenwald zum Saalfeldschen Lehesten hinzieht. Auf diesem Höhenrücken läuft die alte Landmarke zwischen Franken und Thüringen, welche den Bamberger Frankenwald vom protestantischen Bayreuther Amt Lauenstein trennte. In den Dörfern südlich des Rinnsteigs, Buchberg, Windheim, Steinbach 2c. klingt der härtere Bamberger — im naheliegenden Langenau, Kehlbach 2c. der weichere,

---

*) Schenkung der Martinskirche in Stöckenburg im Muhlachgau, in welches auch Altdorf, Anhausen (Sulzdorf) u. s. w. gehörten, durch Karlmann um 745 an das Bisth. Würzburg.

singende Thüringer Dialekt, der auch im Voigtland gehört wird.

Nicht minder besteht ein Unterschied in der Lebensweise und Beschäftigung. Das Bayreuther Unterland mit dem Sechsämterbezirk hat mehr geschlossene, stattliche Dörfer, deren Namen zum Theil an Wendischen Ursprung erinnern*). Die Dörfer auf den Hochebenen des Fichtelgebirges sind häufig langgestreckt, den Windungen eines Thals folgend, von vielen Einzelhöfen umgeben, die auf der Mitte der Hube**) gebaut sind. Die Wohnungen sind beschränkter; es herrscht auch mehr Unreinlichkeit. „Der Schmutz wächst gegen die böhmische Grenze". Am dürftigsten sind die Weberhütten im östlichen Bergvorland: Wohnzimmer, Küche, Schlafkammer, Alles in einem Raum. Selbst in der Gestalt und Haltung und in den Umgangsformen sollen Unterschiede wahrzunehmen sein, wie denn konstatirt wird, daß der Bayreuther Franke weit aufgeweckter, beweglicher, aber auch verschmitzter erscheine, als der derbere Bamberger und daß die starken Gestalten der Flößer im Frankenwald sich auffallend abheben von den schmächtigen Webern und Korbflechtern des Voigtlandes, wo das slavische Element hereinspiele.

---

*) z. B. Mockersdorf von Mokro — Frucht; Mogelsdorf von Mogel — Händler; Windischenleiba, leiba — bleiben, mansio. Auch Familiennamen: Olitzsch, Koditzsch, Feilitzsch weisen darauf hin.

**) Wir haben im Crailsheimer Oberamt auch Höfe, welche mit Hub endigen, z. B. Großenhub.

Bezüglich der Dialektverschiedenheit mögen einige Proben genügen:

Bambergisch: härruff — hör auf; iseráto bináto — ist er auch da, bin ich auch da.
kannit áußi, blaiáto — kann nicht hinaus, bleib auch da.

Würzburgisch: käffscht kann Wâtza?
i komm von Lober — (vom Lohgerber).
Wächelder bráuch i net (Wachholder).
Wo sann die Kinner (Kinder)?
Dôwert — Tagewerk.
Dôgles — Taglohn.
Zibbale und Babbale — junge und alte Hühner.

Rothenburgisch—Ansbachisch:
Er is an Bóch g'leg'n.
balai: Beileibe nicht!
moch! ja wenn ich mag!
jo Fischblôs'n! net wôhr is.

„Hier wird nicht genürnbergelt"!

Scherzweise sagt man: Wo Klöse gegessen werden, ist Franken; wo Knödel — Oberpfalz-Nürnberg; wo Knöpfle — Schwaben. Die östliche Sprachgrenze des bayrischen Frankens ist im Allgemeinen durch die Oberpfalz mit Regensburg, die südliche durch Niederbayern und Schwaben markirt und zieht sich in letzterem von Osten nach Westen gerechnet von Eichstedt bis Dinkelsbühl.

Auf Grund sorgfältiger Erhebungen und zuver-

läßiger Mittheilungen von kundigen Gewährsmännern, welchen Verfasser hier noch seinen besonderen Dank ausspricht, hat sich ihm für die Sprachgrenze in unserem württ. Franken die Linie ergeben, welche an den genannten bayrischen Grenzort Dinkelsbühl anknüpfend sich westlich in kleineren und größeren Kurven zwischen Wildenstein — Deufstetten, Stimpfach und Jagstzell nach Bühlerthann, Geifertshofen, Sulzbach a. K., Fichtenberg, dann dem Roththal entlang, das ziemlich scharf scheidet, nach Mainhardt und der Brettach entlang, welche gleichfalls eine merkliche Grenze bildet, nach Adolzfurth hinzieht, von wo sich die Grenze längs der Sulm nach Norden wendet. Der Vermuthung, daß die fränkische Mundart an einzelnen nördlichen und westlichen Punkten noch weiter hinausreiche, kann Verfasser nicht widersprechen, nur möchte er, wie schon im Eingang angedeutet wurde, davor warnen, daß man sich nicht durch einzelne fränkische Worte, die auf entferntere Orte übergegangen sind, bestimmen lasse, sofort auch die Linie weiter auszudehnen. Es lassen sich allerdings specifisch fränkische Ausdrücke nennen, welche jenseits der Grenze wohl schwerlich allgemein im Gebrauche sind, z. B. Härrle, Ehalte, Zocha̅, Kait, Rannsche, Plotz, gättle, hånlich, soche u. s. w.

Nur müssen wir der Unterstellung entgegentreten, als ob auf Grund solcher Beobachtungen eine untrügliche für immer gesicherte Sprachgrenze oder gar territoriale Gebietsscheidung festgestellt werden sollte.

Zur näheren Begründung der aufgestellten Sprachgrenzbestimmungen mögen aber im nachfolgenden einige Belege dafür beigebracht werden, wie auffallend in einzelnen Gegenden z. B. an der oberen Bühler die Unterschiede in der Sprache und Lebensweise in sehr naheliegenden Ortschaften hervortreten.

Fränkisch (Obersontheim, Fischachthal):
Was i noch hob, gewi her.

Schwäbisch (Bühlerthann Entf. 1/2 St.):
Was i no haun oder hann, geb i hear.

Fr.: Etz gehe mer do d'Mark no und wenn's nix isch, gehe mer hâmet zue.

Schw.: Jetzt ganga mer d'Märkt nunder und wenn's nex ischt, gange mer hoam.

Fr.: Wâsch hob i g'socht. — Schw.: Waisch haunt gsait od. gsagt.

Der Sontheimer singt:

Mā Vōder isch a ráicher Maun,
I sochs norr, daß mers wāß,
Hot Ochsā, Kühe und Kälber g'hōt,
Etz hot er a g'stellte Gās.

Der Bühlerthanner respondirt:

Drum han i mei (Bockel) Gockel uffs Dächle nuff dhaun,
Daß ander Leut sähe, daß i au no Vieh haun.

Im Fischachthal wird noch fränkisch gesprochen, aber das o in Vōder, Wōchā (Wagen), ōladā klingt mehr als Nasallaut, der schwer zu bezeichnen ist; weiter nördlich in Kottspiel, Bühlerzell, Rosenberg tritt der

schwäbische Dialekt deutlich hervor. Einen ähnlichen Grenzpunkt lernen wir in Geifertshofen kennen und in Sulzbach, in welchen ebenfalls nach Aussprache und Ausdrucksweise das Schwäbische sich nicht verkennen läßt.

Auch in andern Beziehungen tritt der Stammesunterschied hervor, z. B. in der Haltung und Stimme, im Blick und Charakter. Der Franke zeigt sich entgegenkommend, gefällig, gewandt und beweglich, das Auge ist meist dunkel, oft stechend, das Gesicht schärfer geschnitten; im schwäbischen Typus tritt als Gegensatz der stämmige, derbere Körperbau, der hellere, offene Blick, die breitere Gesichtsform hervor; in der Unterhaltung geht es lauter, lärmender zu. Selbst in der Lebensweise und Kost kann man die Unterschiede verfolgen. Im Fränkischen folgt dem obligaten Sauerkraut mit Speck eine saure Milch (g'stockte Milch) oder gekochte Zwetschgen, im Schwäbischen, z. B. Bühlerthann und Umgegend, werden nach dem Sauerkraut Dampfnudeln oder mit Safran gefärbte Krapfen aufgetragen. Im fr. Fischachthal kommt die Suppe häufig am Schluß des Essens, im Schwäbischen zum Anfang. Im Fränkischen ist G'füll (ein Teig, der mit Kuchenbrod, Eiern, Rahm, geriebenen Kartoffeln, Zwiebeln und Grünem gefüllt und im Brattopf gebacken wird) eine beliebte Speise; im Schwäbischen gefüllte Nudeln.

Zur Zeit der strengeren Feldgeschäfte wird in Franken zum Frühstück G'schmorgel (Schmalzbackwerk), Most

oder Branntwein geboten, im Schwäbischen gebrannte Suppe, Brot, Käse, Most*).

Aehnliche Wahrnehmungen können wir an der westlichen Grenze, z. B. in dem Oehringer Gebiet machen, z. B. in Adolzfurth, Unterheimbach, Geddelsbach, dann Schwabbach, Erlenbach, Langenbeutingen. Die Brettach scheidet. Dort wird die Grenze nicht blos durch die Mundart markirt, wobei auf fränkischer Seite, diesseits der Brettach (Geiselhardt, Geddelsbach, Adolzfurth, Bitzfeld bis nach Waldenburg und Kupferzell die Aussprache von Wittwér, Wittwé besonders auffällt, Okſche statt Ochſen, h'rüm statt herum, sondern auch durch eine merkliche gegenseitige Abneigung zwischen dem Franken und Schwaben, sofern heute noch Heiraten herüber und hinüber zu den Seltenheiten gehören. Der eine wie der andre fühlt sich nur in dem Hause behaglich, wo er seine Mundart, seine gewohnte Lebensweise und Sitte wiederfindet. Schwaben, welche in eine fränkische Familie heiraten oder in ein Dorf unsres Gebietes ziehen, um sich hier anzukaufen, werden anfangs immer mit einem gewissen Mißtrauen aufgenommen. Auch ist die Redensart: er ischt (is) an Altwürttembercher, nicht eben als rühmliches Prädikat aufzufassen.

Wo nun solche Unterschiede und Gegensätze in den socialen Anschauungen, in der Lebensweise und im ganzen Typus des Volksstammes mit dem Sprachunterschiede zusammentreffen, da wird man wohl das Recht, von

---

*) Ueber weitere Unterschiede vergl. den IV. Theil: Sitten und Bräuche bei Taufen, Hochzeiten.

einer Sprachgrenze zu reden, nicht bestreiten wollen und wohl auch den Ergebnissen der Erforschung einiges Interesse zuwenden.

Zur Veranschaulichung der Sprachübergänge kann eine Linie dienen, die wir von dem östlichen Oppenweiler, OA. Backnang, nach Westen gegen Crailsheim ziehen.

Oppenweiler: I haun non g'sait.

Sulzbach a. K. 3 km östlicher: ich han numme gsaagt.

Liemersbach 7 km weiter: i hob no g'sogt.

Sanzenbach 6 km davon, wie in der ganzen Bühlergegend: i hob norr g'socht.

Crailsheimer Gegend: i houb norr g'soucht.

Am meisten Schwierigkeit stellt sich uns bei Feststellung der Sprachgrenze in der nordwestlichen Fortsetzung der Linie vom unteren Neckarthal abwärts in der Richtung von Gundelsheim, Möckmühl, Mosbach u. s. w. entgegen, sofern hier der Uebergang von der fränkischen Mundart in die sogenannte pfälzische oft kaum merklich ist. Das Charakteristische der ersteren tritt dann erst wieder deutlicher hervor, wenn wir uns dem Main- und Taubergrund nähern.

III. Das fränkische Haus.

Die Familie und das häusliche Leben.

Dem Abschnitt, welcher das fränkische Volksleben nach seinen Sitten und Bräuchen behandelt, mag eine Charakteristik des fränkischen Hauses, besonders des Familienlebens vorausgeschickt werden. In der Familie reflektirt sich und charakterisirt sich ja vor Allem des Volkes Eigenart. Und wer die Bedeutung der Familie mit ihren festen traditionellen Ordnungen und Hausgesetzen, mit ihren gesunden sittlichen Grundlagen kennt, der kann sich im Hinblick auf die modernen Ehen, in welchen die Idee der Familie kaum mehr zu erkennen ist, nur freuen, daß sich unter der bäuerlichen Bevölkerung des Frankenlandes die gute alte Sitte, welche ebenso Produkt wie Pflegerin der Volksart ist, nach ihren ursprünglichen Lineamenten in den Familien erhalten hat.

Schon in den fünfziger Jahren klagt der bekannte Kulturgeschichtsschreiber Riehl über den Niedergang des alten, einfachen, festgeschlossenen und geordneten Familienlebens in den Großstädten, in Fabrikorten und zum Theil unter der ländlichen Bevölkerung vieler deutschen Gaue.

Es ist in den letzten 30 Jahren eine Wendung zum Bessern nicht zu verzeichnen. Ein großer Theil der

vielbeklagten socialen Verirrungen und Verbrechen wird wohl nicht mit Unrecht eben auf Rechnung jenes Niedergangs geschrieben werden müssen. Und man wird es darum auch sehr begreiflich finden, wenn sich das Interesse des Volksfreundes nicht blos der geschichtlichen, sondern besonders auch der ethischen Seite des Volkslebens und vor Allem dem Herzpunkt desselben, der Familie, zuwendet — einestheils, weil wir uns an diesem Kulturbild wirklich erfreuen und erfrischen können, anderntheils, weil sich hier manche Gesichtspunkte darbieten, welche wohl schärfer in's Auge gefaßt werden dürften, dort, wo man bemüht ist, auf eine Besserung der socialen Zustände hinzuwirken.

Obenhin betrachtet, hat es nun freilich den Anschein, als ob zwischen dem häuslichen Leben des fränkischen Bauernstandes und dem des schwäbischen kaum ein Unterschied bestehe. Dieselbe Einrichtung und Ordnung, derselbe Geschäftsgang, dieselben häuslichen Tugenden: Einfachheit, Sparsamkeit, Gastfreundschaft 2c. 2c. Sobald wir aber länger unter dem Volke leben und einen tieferen Einblick gewinnen, treten uns doch manche Eigenthümlichkeiten entgegen.

Bemerkenswerth ist hier vor Allem das tief eingreifende Hausgesetz, daß das Hofgut ungetheilt bleiben muß, und daß es sich wo möglich auf den ältesten Sohn oder die älteste Tochter vererbt, während die übrigen Geschwister, ob sie nach auswärts heiraten, oder ledig bleiben, mit einem entsprechenden Erbtheil abgefunden werden.

Es mag dies, sofern darin eine Begünstigung des Erstgeborenen liegt, für unsere Anschauungen eine Härte in sich schließen, indeß ist zu erwägen, daß ein solches traditionelles, festes Hausgesetz den Familiengliedern als etwas Selbstverständliches gilt und etwas Verletzendes nur in dem Fall hat, wenn sie sich bei der Entschädigungssumme gröblich verletzt sehen. Welche Bedeutung aber diese intakte Erhaltung des Bauernhofs für den Wohlstand der Familie und des Gemeinwesens, für die Wahrung der guten alten Sitte, für die Festigung des Familiengeistes rc. rc. habe, soll hier nur angedeutet werden.

Im engsten Zusammenhang mit diesem Vererbungsgesetz steht der Hausname, der auf dem Bauernhause — auch unter dem Wechsel der Familien — ruht und sich forterbt.

Der Pfarrer setzt zur Orientirung in den Familienregistern gerne den Familiennamen z. B. Jakob Wieland bei: vulgo Wirthsjörgle, resp. Brühlbauer, Simmele, Hansjök, Schuhpeter, Webersjökel rc. rc. Fragt man im Dorf nach Friedr. Otterbach, so erhält man die Antwort: Mâne Se villäicht de Melchersmichel? — Das Mißverständniß löst sich erst, wenn wir den Hausnamen kennen und nennen.

Der junge Bauer, welcher von auswärts auf den Hof heiratet, überkommt sofort von der ganzen Gemeinde den Hausnamen; sein Familienname wird in der Conversation so gut wie ignorirt. Mit der Vererbung des Hausnamens ist den Insaßen eine bleibende

Signatur verliehen. Sehr bezeichnend ist darum auch der unter dem Volk gebräuchliche Ausdruck: Der Johann Rößler soll a Hansjôk werra, d. h. er soll die Tochter des Leonhardt Wollmershäuser, vulg. Hansjôk heiraten und den Hof übernehmen. So geht mit der Übernahme des letzteren der eigene Name im Hausnamen auf: der junge Bauer hat sich der Familie und dem Familiengeist völlig zu assimiliren.

Mit dem Bauerngut ist ein sogenanntes Gemeinderecht verbunden, bestehend in einer Anzahl von Morgen Waldes oder Feldes, und in einem Waiderecht für 10 bis 12 Schafe. Dieses „Gmânrecht" ist wohl zu unterscheiden von den bekannten Allmandtheilen, die als Eigenthum der Gesammtgemeinde angesehen und behandelt werden, denn jenes vererbt sich mit dem Hofgut und es bildet überdies ein Vorrecht sowohl des Großbauern, der Pferde im Zug hat, als des Kleinbauern, der mit Ochsen oder wohl auch mit Kühen sein Feld bestellt, während der Söldner, im nördlichen Franken Köbler, (Kobel = Haus, z. B. bei Rothenburg Starenkobel = Staarenkasten), im westlichen Franken bis gegen Weinsberg hin Häusler und der Beisaße oder Schutzverwandte davon ausgeschlossen ist.

Die Häusler und Köbler haben eine kleine Wohnung mit Stall, keinen eigentlichen Hof, (größeres Gut, Scheune, Holzschuppen, Stallungen 2c. 2c.). —

In einzelnen Gemeinden knüpfen sich an diese Gemeinderechte noch besondere Bestimmungen und Vor-

rechte, z. B. daß einem Bauern, wenn er in Folge eines Brandschadens ein neues Haus oder eine Scheune zu bauen hat, eine bestimmte Anzahl Stämme aus dem Gemeindewald bewilligt werden. Da aber solche Bestimmungen häufig zu Unzuträglichkeiten und Streitereien führen, indem z. B. im angeführten Fall der Großbauer die besten und stärksten Stämme für sich beansprucht und das geringere Holz dem Kleinbauern gut genug sein muß, so werden diese Vorrechte von Seiten der Behörden mehr und mehr durch Ablösung beseitigt.

Im Zusammenhang mit diesen Privilegien stehen und standen die Frohnen, zu welchen jeder Bauer nach Maßgabe seines Hofs und Gemeinderechts Knechte und Mägde, nöthigenfalls auch das Fuhrwerk zu stellen hat, wenn es sich um gemeinschaftliche Bauten, um Herstellung von Wegen, um Gräbenziehen 2c. 2c. handelt.

Daß sich in diesen Vorrechten ein gewisser aristokratischer Zug verbirgt, ist nicht zu verkennen. Wir werden den Spuren desselben auch im weitern Verlauf begegnen.

Und wenn sich der Bauer in dieser seiner begünstigten Stellung fühlt, auf Wahrung seiner alten Rechte und Ordnungen mit aller Zähigkeit hält — wer will ihn darum tadeln? Auch das werden wir zurechtzulegen wissen, wenn er, der zu Hause arbeitet und spart, draußen im Verkehr mit Anderen, besonders in der Stadt, etwas drauf gehen läßt und sich sehen

lassen will. Er will sein Haus und seinen Hof gewissermaßen repräsentiren und sichs einmal, besonders wenn der Handel mit Früchten und Fettvieh flott geht, wohl sein lassen und sich dem angeborenen Frohsinn hingeben. Etwas voreilig wenigstens scheint es mir immer, wenn man in solchen Fällen gleich mit dem Ausdruck „Bauernhochmuth" zur Hand ist.

An Veranlassung zu diesem letzteren Vorwurf fehlt es freilich auch nicht, wenn z. B. der Bräutigam in den Kaufladen tritt und seidenen Westenstoff (vom schönsten) begehrt und auf die Frage des Kaufmanns, wie viel der „Herr Vetter"*) brauche, die geflügelte Antwort gibt: „Des werres selwer am beschte wisse, awer d'Ruckwênd mueß â von Sáide sein", oder wenn ein angeheiterter Bauer, wenn er gereizt wird, seinem Gegner, um ihm sein Übergewicht im Vermögen zu insinuiren, zuruft: So mânst, i laß me amôl kôld vertraure, wie ihr Hungerláider? dâ miar müaßẽ d'Flâschthâl über's Teller rô hankẽ! (beim Leichenschmaus).

Das Wohnzimmer des Bauernhauses ist meist geräumig, die ursprüngliche Zimmer-Einrichtung behäbig, doch einfach. Wenn neuerdings an die Stelle der Bank, die an den Seitenwänden hinläuft, ein Sopha, an die Stelle des eichenen Tisches ein geschliffener (auf dem übrigens ohne Bedenken auch Nudeln geschnitten werden), an die Stelle des breiten ledernen Altvaterstuhls ein hochgepolsterter schmaler

*) Diese Anrede ist allgemein; z. B.: Wo ist der Herr Vetter zu Haus?

von Ledertuch tritt, so ist das nicht gerade als ein Fortschritt zu bezeichnen. Zur Zimmerausstattung gehören überdies ein größerer Glasschrank, in welchem Hochzeit-, Pathen- und Marktgeschenke (Gläser, Kaffeegeschirr, Teller, Vasen ꝛc.) paradiren — in der Nähe des holzverschlingenden Kachelofens ein Eckbrett mit einem zinnernen Waschbecken und einem Handtuch — am Fenster ein Wetterglas, das übrigens der Bauer etwas mißtrauisch ansieht, weil es je und je auch falsches Spiel treibt, das durch eine anmuthige Anekdote illustrirt werden mag. Es ist Heuernte. Der Sohn frägt den Vater: Vôder, soll i außefōhre? Antw.: Spann norr ein, 's Wederglōs stáicht. Nach zwei Stunden kehren Vater und Sohn vom Gewitterregen durchnäßt zurück. Ergrimmt tritt der Bauer in die Stube, nimmt das trügerische Instrument von der Wand und — der Leser glaubt, daß er's an die Wand warf? Nein! das läßt der fränkische Bauer sein — er hält's mit starker Hand zum Fenster hinaus und ruft, daß es die Nachbarn hören: „Dô, sich náus, verloches Bêst und guck wiás rechert". Bezeichnend ist der Beisatz: „'s is norr guēt, daß mer de net au no füttere muēß.

Als Zimmerschmuck dienen wie in der schwäbischen Bauernstube etliche eingerahmte Bilder, neuerdings wohl auch Photographien, die besonders bei dem weiblichen Theil der Bevölkerung beliebt sind*). Unter

---

*) Photograph: Wünschen Sie ein Brustbild? Bäuerin: Joa, awwer a bisle vom Koupf sedd doch ā dabái sein.

dem Spiegel hängt die stattliche silberbeschlagene Tabakspfeife, welcher nur leider jetzt häufig von der Cigarre der Rang streitig gemacht wird. Oben auf einem längeren Bücherbrett liegen eine Bibel, das „Starkenbuch“, einige Predigtbücher — zum Theil Erbbücher von der früheren Generation her und zwar — nicht im Staub, sondern mit den sichtlichen Spuren fleißigen Gebrauchs, denn der Bauer hält mit seinem Hause noch regelmäßig die Morgen- und Abendandacht und am Sonntag Abend wird noch in vielen Familien eine Predigt gelesen, welcher die Kinder und Ehhalten vom alten Schlag stets anwohnten, die modischen Dienstboten sich aber gerne entziehen.

Welchen sittlichenden konsolidirenden Einfluß diese gemeinsamen Hausandachten für das ganze Familienleben haben, braucht Verf. hier nicht weiter auszuführen. Es mag für Viele zu denken geben! Der Bauer bleibt bei seiner Bibel und bei seinen Hausandachten trotz des Spottes, mit dem die Aufklärung ihn in seinem Glauben irre machen möchte. Er weiß auch wohl einmal dem Spötter das Maul zu stopfen. In einer größeren Stadt kam vorlängst ein Bauer mit dem Wirth ins Gespräch und brauchte das Wort: „Ja, wenn's Gott's Will ischt“. Wirth: Glābt er au no an des Zäich (Zeug), das in der Bibel steht? Bauer: Wāsch 's Jōhr isch lang — mit áirem Stadt-g'mäsch (G'mäsch = Grünfutter) lange mer net durch. Sedde wie ihr Läit hebbe mer au dehām, awer dia g'häre in Zuch und in d' Mōscht (Zug und Mastung).

In der festen christlichen Haussitte ist immerhin noch ein starker Damm gezogen, an welchem schon manche Wellen der Neologen sich gebrochen haben.

Zu der behaglichen Einrichtung des Wohnzimmers will es nicht recht stimmen, daß in Beziehung auf Reinlichkeit manches zu wünschen bleibt. In dieser Hinsicht wird man da und dort an das Sprichwort erinnert: Ländlich — schändlich. Krautstanden, Webstühle u. dergl. verbreiten zumal bei starker Heizung im Winter einen penetranten Brodem und die Aerzte wissen davon zu erzählen, wie schwer es hält, die für den Kranken so nöthige Ventilation herzustellen. Von den starken Geruchsnerven des Volkes haben wir keine Vorstellung. Es ist, als ob sich ein Callus über dieselben gelegt hätte.

Für die Wohnung der betagten Eltern, deren Lebensunterhalt durch einen schriftlichen Ausding-Vertrag gesichert wird, ist entweder durch einen abgesonderten Hausanbau oder durch ein Ausdingstübchen gesorgt, welches „Kavenätle“ (l. cavea vergitterter Verschlag) und in anderen Bezirken (Wildenstein-Crailsheim) „Korb“ genannt wird. — Bei der Besprechung der häuslichen Einrichtung sind noch einige specifisch fränkische Ausdrücke beizufügen: z. B. das Brod liegt im „Tischkasten“ (Schublade); die weiteren Lebensmittel in der „Speis“ (Speiskammer); die Kleider liegen im B'hälter (Kasten); Sonntagswamms oder Rock heißt Mutze; auf dem Kopf trägt die Frau d' Kappe (Bänderhaube); der Bettschlauch wird „Sarg“

genannt; das Wassergefäß im Ofen Hälshöfē, schwäb. Höllhafen; der untere Raum des Hauses — Häus-tennē.

Häufig trifft man neben dem Hause ein „Summergärtle“, in welchem neben den nöthigsten Küchenpflanzen eine Anzahl Blumen Pflege finden; auch auf dem Blumenbrett, „Schmacketsbrît“ genannt, müssen die üppig blühenden „Nechelich“, Geranien, Rosmarin, Goldlack u. s. w. zum Schmuck des Hauses dienen, das überdies durch seine abgesonderte Lage, umgeben von Scheune, Holzschuppen rc. einen freundlichen, behäbigen Anblick gewährt, wozu nicht wenig der rothe Oelfarbanstrich des Gebälkes und der grüne Anstrich an den Läden und an dem Balkengesimse beiträgt.

Daß die Scheune das Wohnhaus um das Doppelte an Raum überragt, hat bei dem Großbauern seinen guten Grund. Es deutet auf den Wohlstand des Besitzers und man sagt dann: ’s isch (is) a bedeutender Bäuer. Doch seufzt auch dieser gegenwärtig unter dem Druck des flauen Handels und der Steuern, sowie der hohen Dienstbotenlöhne.

Nicht selten trifft man bei uns und im bairischen Mittelfranken über der Hauspforte Denksprüche und Reime, in welchen sich so ganz des Franken Lebensanschauung spiegelt — bald nach seiner leichtlebigen Seite, bald nach seinem schalkhaften Humor, bald nach der ernsteren religiösen Lebensauffassung. Von jeder Gattung hier nur einige Proben, wie sie theils

in dem Haller, theils in dem Gerabronner und Crailsheimer Gebiet und in der Rothenburger „Landwehr“ *) sich finden:

Auf Gott und das Glück
hoff' ich all' Augenblick.

X—z.

Freund, richte dich nach deinen Taschen
und nicht nach Krug und Flaschen.
Behalt' für dich den letzten Heller
und laß dem Wirth den Wein im Keller.

Wenn Einer in mein Haus eingeht
und sein Sinn nach Stehlen steht,
der bleibe lieber draußen,
mein Katz kann selber mausen.

Wer will bauen an die Straßen
der muß die Gescheiden rathen
und die Narren reden lassen.

Dombühl.

Das Mühlrad in dem schnellen Lauf
durch das Wasser wird bewegt;
so lauft unsre Zeit davon,
bis der Tod in's Grab uns legt.

Am Müllerhaus in R.

---

*) Landwehr war früher allgemeine Bezeichnung für das weite Gebiet der Reichsstädte, das mit einer breiten Hecke, mit Wall und Graben eingegrenzt und an den durchlaufenden Straßen mit Landthürmen besetzt war, deren heute noch etliche im Haller und Rothenburger Gebiet vorhanden sind.

Dies Haus ist mein und doch nicht mein;
dem Zweiten wird es auch nicht sein;
Den Dritten trägt man auch hinaus;
nun Wandrer sprich: weß ist das Haus?

Wer Gott vertraut,
hat fest gebaut,
Wer Menschen traut,
hat fehl gebaut.

Was die äußeren Umgangsformen innerhalb des häuslichen Kreises betrifft, so ist nicht zu übersehen, daß sich hierin eine feste und allgemeine Etiquette gebildet hat, welche unverkennbar einen gewissen aristokratischen timbre zeigt. Es gilt als durchgängig übliche Haussitte, daß der Bauer von seinem Weibe nie anders spricht als: man Báire und umgekehrt diese vom Mann: man Báuer. Das ist ihr Ehrentitel, mit dem sie sich gegenseitig rufen und von einander berichten, mit dem sie auch vom Gesinde angeredet werden, und während sie mit den Ehehalten auf Du verkehren, beobachten letztere das respektvolle Ihr im Verkehr mit der Herrschaft.

Ebendadurch, daß sie sich gegenseitig die Ehre wahren, befestigen sie auch ihre Autorität dem Gesinde gegenüber. Auch das mag für Viele zu denken geben!

Als eine Verletzung der guten Sitte gälte es ferner, wenn sich der alte Bauer, nachdem er den Hof abgegeben, noch in die Anordnung des Hauswesens und der Geschäfte vordrängen wollte.

Er heißt nun Härle und sein Weib Frale. Sie helfen noch treulich und nach Kräften im Hausgeschäft, in der Kinderüberwachung 2c. mit, aber sie sind aus ihrer früheren Rangordnung getreten, die „Jungen" nehmen ihre Stelle ein und bei der Kommunion z. B. gehen Härle und Frale gewöhnlich hinter denselben.

Selbst unter dem Gesinde wird dem großen Knecht manches Vorrecht eingeräumt; in vielen Gegenden kommt es ihm z. B. zu, dem übrigen Gesinde das Brod bei Tisch vorzuschneiden.

Der Verkehr unter den Familiengliedern ist ein friedlicher, anständiger; rohe Zornausbrüche und unfläthige Scheltworte werden selten vernommen. Der Franke weiß an sich zu halten und zurecht zu legen, wo der Schwabe schon aufbraust. Obwohl die Kinderzucht über die Maßen weichlich und nachsichtig ist und die heranwachsenden Kinder sich bald allzuviel gegen die Eltern herausnehmen dürfen, so bleibt doch die elterliche Autorität durch die wohlgefugte Hausordnung immerhin noch gewahrt. Doch hält auch diese nicht mehr vor, wenn Vater oder Mutter durch Trunksucht und dergl. sich Blößen geben oder wo der vergiftende Hauch moderner Freigeisterei die Blüten des christlichen Volkslebens versengt und die Grundlagen der sittlichen Lebensordnungen zerstört hat.

Die Familienerziehung beschränkt sich auf äußerst wenige Regeln. Nachdem man dem Kinde Jahre lang nachgegeben, verlangt man, wenn es erstarkt ist und seine Mithilfe in der Arbeit in Anspruch genommen

wird, allmählich einen Gehorsam, den es eigentlich kaum dem Namen nach kennt. Schließlich ist man zufrieden, wenn es sich nur brauchbar erweist und zum Geschäft anleiten läßt. Die Arbeit erzieht dann mehr als die Eltern. Alle übrige Erziehung überläßt man getrost — der Schule!

Die Anleitung zur Höflichkeit beschränkt sich darauf, daß man das Kind frühe gewöhnt, dem Gaste die Kußhand zu geben. Die Mütze abzunehmen gehört nicht zur strengen Etiquette.

Dem ältesten Kinde wird der Titel: „der Groß" oder „die Groß" gegeben, die übrigen Geschwister bezeichnet man mit: der ander, der dritt' odē rô.

Bekannt ist der gastfreundliche Empfang, der dem Besucher im fränkischen Bauernhaus zu Theil wird.

Mit einem „Willkumm â (auch) oder d'G'sundheit ischt mer liab" werden wir aufgenommen. Mit Leichtigkeit läßt sich die Unterhaltung führen, denn die Leute wissen auf unser Gespräch und unsre Erkundigungen in entgegenkommender Weise einzugehen. Doch bekommt es der Gast — und das ist eben das Bezeichnende — bald zu fühlen, daß er — um mit Riehl's Worten zu reden — in einem individuell organisirten Hause, nicht in einem Wirthshause sitzt, in welches sich so häufig das moderne Privathaus bei Besuchen verwandelt, indem es seine Haussitte und Ordnung und sein Hausrecht verleugnet. Der Gast hat sich nach dem Hause zu richten, nicht das Haus nach dem Gaste.

Bereitwillig wird ihm eine Erquickung angeboten und man muß sich oft wirklich wundern, mit welcher Ruhe und Sicherheit die Leute durch Mittheilungen und Fragen dafür zu sorgen wissen, daß das Gespräch nicht in's Stocken komme. Der weitverbreiteten Ansicht, daß sich unter dieser gefälligen und gewandten Art im Verkehr Falschheit verberge, muß mit aller Bestimmtheit widersprochen werden. Zu dieser Auffassung kommen nur die, welche Höflichkeit und Geschmeidigkeit sofort als Falschheit deuten. Daß der Franke es gut versteht, behutsam vorzugehen, wohl zu sondiren, auch seine Absicht klug zu verdecken, soll nicht bestritten werden — das verstehen auch andre Brüder germanischer Abstammung. Mit seiner leichten Auffassung und feinen Berechnung weiß er sich aber auch im Nothfall zu helfen und dem schlauen Händler standzuhalten.

Zum Beweise übrigens, daß sich unter dieser glätteren Umgangsform und klugen Berechnung doch ein guter Kern, ein sittliches Rechtsgefühl und ein religiöser Sinn verbirgt, ließen sich viele Beispiele besonders aus der pastoralen Thätigkeit beibringen. Es mag indeß die Hinweisung auf die Thatsache genügen, daß die Pfarrer, welche ihre Erfahrungen etwa im Neckarthal gemacht haben, sehr gerne und oft lange in den fränk. Gemeinden verweilen und wirken, weil sie hier nach fast einstimmigem Urtheil fruchtbareren Boden für Predigt und Seelsorge und im Ganzen lenksamere, empfänglichere Herzen unter der Jugend

finden und weil sich meist bald zwischen Pfarrhaus und Gemeinde ein vertrauteres Verhältniß treuer Anhänglichkeit bildet.

Das aber muß zugestanden werden, daß bestimmt ausgeprägte Charaktere zu den Seltenheiten gehören und daß man das offene, treuherzige Wesen des Schwaben, das tiefgründige Nachsinnen und innere Verarbeiten empfangener Eindrücke hier nicht antrifft.

Sofern im Sprichwort des Volkes Eigenart zum Ausdruck kommt, dürften zur Ergänzung des Charakterbildes hier einige häufig vernommene eine Stelle finden:

Wo mer liaber d'Fersche sicht, as d'Zähe, do konni wechblai (be).

Was geht's mi aun, wenn den der Teufel holt, do zohl i doch kân Fuhrlohn.

Do is mer's scho, as wenn mân érster Kindsbrai wieder raus müaßt.

A gueter Wech (Weg) in der Krümm is nix üm.

Fremd's Brod häßt bái de Kinner Semmelweck.

Unterfranken.

Zwische Schwieger und Schwier (Schwiegermutter und Schwiegertochter) macht ma an áiserne Thür.

Des Madle wird ehner a Hutzel as a Biere.

Der klecht da Hols, wenn's en im Moche drückt.

Mit der Hend stiehlt er net, awer mit de Áche (Augen).

Do san d'Läit geare, wo mer's Säuerkräut vor lauter Fläsch net sicht.

Mer muaß Neamer wegwerfe — norr an d'Wend lehane.

Uf an Öhr g'hört a Knoupf.

Mer muaß in manche säure Äpfel beißē, bis mer an süaßē find't.

Selbst in der einfachsten Unterhaltung lernt man da und dort die feine Beobachtungsgabe und das oft treffende Urtheil des schlichten Mannes kennen. Hier nur einige Beispiele.

Von einem neueingetretenen feurigen Prediger sagte ein Gemeindeglied: „'s Gschrâ wär scho recht, awer er steht noch naune fest in der Schrift.“ Ueber einen anderen Geistlichen lautete das Urtheil: „Er is guet g'studirt, awer se mânē, er sellt se besser mit der Hend wehrē“; im Schwäbischen lautete im ähnlichen Fall das Urtheil: „er sott meh' Mannschaft haun.“ Bei einer anderen Veranlassung äußerte sich ein Bauer über seinen noch nicht lange angestellten Pfarrer: „Mer hewenen zu geare. Wisse's, er stallirt net so äuf der Kanzel; die zarte Rechelich wâchē (weichen) besser durch.“

Wir sind am Schlusse des Charakterbildes angelangt, welches Verfasser zu geben versuchte, indem er das fränkische Haus mit seinen soliden Gesetzen, Einrichtungen und Ordnungen, die Familiensitte mit ihrer conservativen christlichen Unterlage, das fränkische

Naturell nach seiner heitern, agilen, — aber auch nach seiner ehrenwerthen Seite schilderte. Daß sich noch ein gesundes Familienleben und eine edlere Gesinnung in unserer Landbevölkerung erhalten hat, das verdanken wir nicht zum wenigsten dem durch häusliche Erziehung, durch Kirche und Schule genährten Christenglauben. So lange die Familie auf diesem Grunde ruht, werden auch jene theuren Volksgüter, die leider in vielen Schichten der Gesellschaft verloren zu gehen scheinen -- ich meine die Autorität und die Pietät — ihr Kleinod und ihr Schmuck sein. Aus diesen gestaltet sich die echte, schöne Familiensitte, welche das gesammte häusliche Leben formt und zu einem organischen Ganzen verbindet, wie das Gesetz die Formirung des Rechtsbewußtseins im Staate bewirkt.

Möge der Werth dieser Güter in weiteren Kreisen wieder — ich denke hier ausdrücklich an so manche Familien der städtischen Bevölkerung — mehr erkannt und gepflegt werden. Bei entgegengesetzter Strömung würde unser Geschlecht unaufhaltsam einer Aera entgegensteuern, von welcher des Dichters Wort gälte:

Victa jacet pietas, fugere verumque fidesque.
(Treu und Glauben sind mit der Pietät entschwunden.)

Wem es gelänge, diese Güter wieder in die höheren und niederen Schichten der pietäts- und autoritätslosen Familien zu verpflanzen, den müßten wir als den Retter der untersinkenden Gesellschaft begrüßen und preisen.

IV. Sitten und Bräuche.

Zur Vervollständigung des Kulturbildes folgen hier noch einige Skizzen über Sitten und Bräuche des Volkes und zwar zunächst über solche, welche bei besonderen Ereignissen in der Familie üblich sind. Es läßt sich dabei freilich kaum umgehen, daß nicht auch die bunten abergläubischen Vorstellungen und Observanzen zur Sprache gebracht werden, welche das fränkische Familien- und Volksleben gleich Arabesken aus germanischer Vorzeit üppig umranken. Doch hat sich Verfasser, wie sich das bei der Aufgabe, die er sich gestellt, von selbst versteht, nur auf eine kleinere Auswahl aus dem reichen Material beschränkt. Im Verlaufe der Skizzirung wird sich auch herausstellen, daß die genannten Reste aus heidnischer Vorzeit zu einem großen Theile harmloser Art sind, während allerdings andere wirklich zu ernsten sittlichen Bedenken Veranlassung geben. Die Hoffnung auf eine erfolgreiche Bekämpfung derselben mittelst der vielgepriesenen Aufklärung hat sich von jeher und bis auf den heutigen Tag als eitel erwiesen. Der Aberglaube kann nur durch den lauteren Bibelglauben überwunden werden. Und geschieht's nicht mit schonender Hand, so kann der Schade leicht noch größer werden. Unvergeßlich

ist dem Verfasser das warnende Wort seines hohen Patronatsherrn, Sr. Hochfürstlichen Durchlaucht des Herrn Fürsten von Hohenlohe-Waldenburg, als er vor 30 Jahren mit ihm über diesen Gegenstand in's Gespräch kam: „Hüten Sie sich, daß Sie nicht mit dem Aberglauben ein gut Stück des Glaubens herausreißen“. Die Erfahrung hat ihm das Wort bestätigt.

Wollen wir daher die Sitten und Bräuche des fränkischen Stammes näher kennen lernen, so bleibt uns nichts übrig, als daß wir zugleich diese seltsame Ornamentik mit in den Kauf nehmen.

Geburt. Taufe.

Die spezifischen Ausdrücke, welche wir bei der Geburtsanzeige zu hören bekommen, sind:

„Man Bäire ist einkommē“; „'s Kin ist gestern worrē“ (γίγνεσθαι).

Bei Erkundigung nach dem Befinden des Kindes lautet die Antwort: „es fährt fürsche“; „es ist recht weltlich“; „es grunt“; es ist schon récht krimmelich“. (krimmeln a. h. d. chrimman — lebhaft sich bewegen.) Der letztere Ausdruck kann zu höchst komischen Mißverständnissen führen.

Zu Taufpathen werden stets die „nächsten Freunde“ gewählt. Dem Bauern fallen die Begriffe der Verwandtschaft und Freundschaft auch sprachlich noch ganz

zusammen. Freunde sind nach der Volksanschauung Blutsverwandte. Von diesen sagt man: „se g'häre uns an."

Was wir Freund nennen, heißt man „Bekannter" oder „Guatfreund".

Der Titel der Taufpathen ist „Dodd" a. h. d. tôto und totte. Wenn diese sich am Tauftage einstellen, bringen sie neben dem Pathengeschenk ein Säckchen für die gewaltigen Fleischtheile von der „Kindszech" mit. Diese wird besonders bei der Taufe des Erstgeborenen in opulenter Weise ausgerichtet und zieht sich, da sie Gelegenheit zu einer Vereinigung der Verwandten gibt, oft bis tief in die Nacht.

Beispiel einer Fleischbestellung für eine solche Kindszeche:

> 32 Pfd. Schweinefleisch, 28 Pfd. Rindfleisch, 10 Pfd. Kalbfleisch, 10 Pfd. Voressen (Ragout) nebst 20 Ringen Bratwürste zu oberflächlicher Randverzierung.

Das wird nun freilich nicht alles sofort verzehrt, sondern theilweise eingesackt, doch besitzt auch der Franke wirklich eine hochgradige Leistungsfähigkeit im Konsumiren von Speisen.

Neuerdings werden diese Gastmahle seltener mehr im Wirthshaus, sondern im Privathause gehalten. Es bringt das allerdings etwas mehr Unruhe in's Haus, aber eine Nachbarin hilft gerne aus und dadurch gewinnt das Ganze erst den Charakter eines kleinen

Familien-Festes, bei welchem die Bande der Verwandtschaft sich aufs neue festigen, wichtigere Familien-Angelegenheiten besprochen, auch manche alten Erinnerungen aufgefrischt werden können. —

Hier mag zugleich eines Brauchs in der sogen. Landwehr bei Kleinansbach, Hausen &c. gedacht werden — das „Hänseln" od. „Hänsen" genannt. Dort stellen sich nächst den Taufpathen auch befreundete Nachbarinnen mit Lebkuchen oder mit ein paar Eiern für den Täufling ein. Ist unter der Tischgesellschaft eine junge Frau, die erstmals an der Taufe theilnimmt, so wird sie dadurch gehänselt, d. h. in die Gesellschaft aufgenommen, daß sie einen Einstand zahlt, den man in G'schmorgel (Schmalzbackwerk) aufgehen läßt. Spenden für die Wöchnerin, wie auch für Kranke heißen „Besuche", im Regnitzgrund: „Waisad" oder Gevattersuppe; ebenso im fränkischen Jura. Im Schwäb. sagt man im untern Neckarthal: der Wöchnerin weisen — von visere besuchen.

In diesem Abschnitt treten nun manche abergläubische Bräuche zu Tag. Ehe das Kind getauft wird, muß ein Licht jede Nacht brennen, es darf nichts aus dem Hause ausgeliehen werden und die Mutter darf in den ersten 8 Tagen das Zimmer nicht verlassen. Unter das Kopfkissen des Kindes legt man gerne noch ein Gebetbuch zur Sicherheit — Alles, damit nicht ein „Wechselbalg" oder Hexenkind unterschoben und das eigene Kind nicht in das wüthende Heer (Wuotans Heer) gezogen werde.

Wird ein Kind erstmals in ein anderes Haus getragen, so wird ihm von der Frau des Hauses ein frisches Ei geboten. Das ist nicht blos ein Willkomm-Gruß, sondern zugleich eine Gunstbezeugung und ein Versicherungszeichen, daß ihm von diesem Hause aus nichts Böses zugedacht sei, daß man ihm wohlwolle.

Heirat. Hochzeit.

Die Brautwerbung vollzieht sich meist unter der Hand durch Verwandte, welche sich zuerst erkundigen müssen. Dann erst geht's „auf B'schau" und Werbung. Mit mehr Formalitäten ist letztere in Unterfranken und auf dem Rhöngebirge verbunden, wo der Werber mit seinen Leuten den Gang zum Elternhause der Braut antritt. Sein Fürsprecher muß um Einlaß bitten und sich gefallen lassen, daß er anfangs abgekanzelt wird. Ist der Einlaß unter manchem Scherzwort endlich errungen, so muß der Werber die inzwischen versteckte Braut im ganzen Hause suchen, wobei ihm die junge Mannschaft folgt. Da und dort findet er in einem Versteck verkleidete junge Leute, was ihm jedesmal eine Tracht Schläge einbringt, bis er endlich die Gesuchte gefunden. Nach fränkischem Brauch ist der Tag des Verspruchs der „Häiretsdôch", die civilrechtliche Festsetzung, meist ein Freitag, an welchem der Ehevertrag rechtlich vom Schulzen im Beisein der Eltern oder Vormünder und einiger „Freunde" (nächste Anverwandte) aufgesetzt wird.

Dieser Act schließt dann selbstverständlich mit einem kleinen Schmause, bei dem das obligate Sauerkraut und Schweinefleisch das Constituens bildet. Hiebei wird dann auch vorläufig der Hochzeitstag verabredet. Es hängt mit der Uebernahme des Erbhofs zusammen, daß bei der beiderseitigen Wahl die Rücksicht auf den Vermögensstand vorwiegt und so die Ehen häufig auf dem Wege der Berechnung geschlossen werden. Denn das „áuf d'Schnurr gĕhnē" oder „affm Frái gehnā" bildet zwar eine beliebte jedoch keineswegs lobenswerthe Abendunterhaltung und gilt nur als Zeitvertreib. Liebschaften gelten nichts; man hört auch wenig davon, daß ein Franke am gebrochenen Herzen gestorben wäre; höchstens daß er sich für verschmähte Liebe in der Neujahrsnacht durch Spreuerstreuen rächt. Nichts desto weniger werden diese Vertragsehen meist in Eintracht und Frieden geführt. „Báuer und Báire" — heißt es dann — „betragē se guāt mit ananđer." Sie wahren sich gegenseitig ihre Ehre den Kindern und Dienstboten gegenüber, wenigstens kommen ärgerliche Auftritte im Ganzen seltener vor, denn der Franke hält fest an dem Sprichwort: Schnaid i man Nôsa rô, schind i man G'sicht. Auf dem Fichtelgebirge besteht der Brauch, daß der Bräutigam am Abend vor der Hochzeit die Dorfjugend mit Brod und Bier regalirt „Stratzelreiter" holen die Braut zu Pferd ab — (nach alt wendischer Sitte mit blanken Säbeln ausgerüstet) ein Brauch, der auch in Livland

und Esthland bei der bäuerlichen Bevölkerung vorkommt.

Am Tag vor der Hochzeit wird der Aussteuer-Wagen zugerüstet, die Hochzeitknechte und der Fuhrmann erhalten bunte Tücher, die um die Mützen flattern; sie werden als die Chargirten des Festes betrachtet und versäumen nicht, sich als solche durch Singgeschrei oder Schreigesang, Schießen und Lärmen bei der Begleitung des Wagens bemerklich zu machen und zu legitimiren. Auf letzterem sitzen die sonntäglich gekleideten Nähterinnen auf dem Stuhl oder Sopha und haben vor sich den Spinnrocken — das Sinnbild des häuslichen Fleißes. Ist der Brautwagen geladen und mit 4 flott geschirrten Rossen bespannt, so fährt der Fuhrmann 3 Schritte vor, macht Halt und betet ein Vaterunser, dann ruft er hü! und fährt ab.

Die Pferde des Brautwagens dürfen in der ganzen Landwehr und auch andern Theilen Mittelfrankens nicht ausgespannt werden, bis die Braut die Betten ins Haus gebracht hat. Beim Abladen suchen die Hochzeitknechte die Wiege zu erhaschen und ins Nachbarhaus zu schaffen. Gelingt's, so muß die Wiege mit einem guten Trunk gelöst werden und es ist als Erstgeborenes ein Junge zu erwarten. Erhaschen die Hochzeitmägde die Wiege, so rechnet man auf eine Tochter.

Der Aufwand, der bei Ausrichtung einer solennen Hochzeitfeier gemacht wird, steigt bis auf 1200 Mark.

Vor dem Kirchgang wird die Frühsuppe eingenommen

und beim Kirchgang holt der Bräutigam den Pfarrer ab; sie führen den Zug. Alle jugendlichen Begleiter, vor Allem die „Hochzeitknechte“ (Höhzeknecht) sind mit Bändern und dem Rosmarinstengel geschmückt.

Zum Kirchgang spielt die Musikbande vom Wirthshaus her eine — nicht immer geeignete Melodie, z. B. Schier dreißig Jahre 2c., Hans bleib da 2c. Nach der Rückkehr von der Kirche hält der Schullehrer im Wirthshaus noch eine Beglückwünschungsrede; darauf folgt der Brauttanz und dann das Essen. In manchen Gegenden ist es Brauch, daß im Speisezimmer über dem Brautpaar eine Puppe schwebt. — Der Unfug der mehrtägigen Feier seitens der ledigen Jugend, der auch in Mittelfranken vorkommt, ist für die Dorfbewohner eine peinliche Zugabe. Die Häuser werden gebrandschatzt, die Ausgelassenheit steigert sich zu ärgerlichen Auftritten, die sich selbst überlassene Jugend beiderlei Geschlechts geräth in den Sumpf.

Geheimregeln auf diesem Gebiet sind: Wenn das Wetterhuhn morgens dreimal nach einander kräht, ist ein Heiratstag in der Nähe; sonst gilt dieser Hühnerruf als unheilverkündend — hier bringt er frohe Botschaft — wenigstens nach der einen Seite, wo es heißt: cui fortuna favet, Phyllida solus habebit, Wer das Glück hat, führt die Braut heim — nach einer andern Seite kann er wohl als Mißton vernommen werden, wenn nämlich ein anderes Verhältniß schon bestand und dann kommt noch zum Schaden der Spott mit dem nächtlichen Spreuerstreuen, ein derber Brauch, der sich

bis heute erhalten hat. — Bei der Hochzeit müssen die Brautleute möglichst gedrängt stehen und knieen, daß sich der böse Geist nicht dazwischendränge.

Die kirchliche Hochzeit soll nicht vor 12 Uhr stattfinden.

Tritt nach der Hochzeit der Mann zuerst ins Haus, so behält er das Regiment. — Damit wäre das Räthsel gelöst, wie es komme, daß die Männer bongré—malgré unter dem Pantoffel stehen; sie folgen dem Gebot der courtoisie und räumen der Frau den Vortritt ein — neuerdings schon auf den Verlobungskarten.

Krankheit. Tod. Bestattung.

Ueber Volksarzneimittel und Heilverfahren ließe sich allein schon eine Schrift schreiben. Für unseren vorgesetzten Zweck hätte aber eine Zusammenstellung des reichen Materials keinen Werth. Wenn wir von vielen Beispielen ein einzelnes herausgreifen, so haben wir die Spur für 100 andere.

Daß auf diesem pathologischen Boden der Aberglaube besonders üppig wuchert, ist bekannt. Für leichtere Erkrankungen hat die sorgliche Bäuerin wohl manche bewährte Hausmittel in Bereitschaft, in ernsteren Fällen sucht man — häufig leider zu spät — die richtige ärztliche Hilfe.

Treten aber besonders auffallende Krankheitserscheinungen ein, oder bringen die ärztlichen Verordnungen

nicht die gehoffte Heilung des Uebels, oder zeigen sich tiefere Gemüthsstörungen, dann werden die gottgewiesenen natürlichen Wege verlassen — Arzt und Apotheke reichen hier nicht mehr aus — denn hier hat sich ein dämonischer Einfluß eingedrängt. Dann heißt es: similia similibus, mit anderen Worten: man kann diesen Einflüssen nur begegnen durch Mittel aus der gleichen Rüstkammer. An Betrügern, welche im Besitz solcher Mittel zu stehen vorgeben und dem entsprechenden geheimnißvollen Betrieb der Sache eine Bedeutung zu geben wissen, hat es zu keiner Zeit und in keiner Gegend gefehlt.

Von vielen Beispielen eines: Ein sonst kräftiger und anscheinend gesunder Junge wird auf einmal matt, häufige Schlafsucht stellt sich ein; bald auch zu gewissen Zeiten der Starrkrampf, Irrreden u. drgl.

Die ärztlichen Medikamente zeigen keine Wirkung. Bald kommt man zu dem Schluß: „man muß einen anderen Weg gehen“; aber unbeschrieen! Da liegt das Verhängnißvolle!

Von dem angerufenen Wunderdoktor erhalten sie nun nicht blos Bestätigung ihrer Vermuthung, sondern auch noch Aufschluß darüber, daß entweder ein böses Bettelweib, das mit dem Almosen nicht zufrieden war, dem armen Jungen einen bösen Blick zuwarf oder daß die feindlichen Nachbarn Rache übten, indem sie ein mit dem Namen beschriebenes Papier in den Schlot aufhängten, infolge dessen der Knabe in Kurzem an der Zehrkrankheit sterben müßte.

Die Verordnung lautet: es muß ein aus alten Sargnägeln gefertigter Ring in einem mit einem Zauberspruch beschriebenen Papier um den Hals getragen werden. —

Zeigt sich ein hartnäckiger Hautausschlag, so gilt als ein unfehlbares Gegenmittel das am Charfreitag vor Sonnenaufgang im Bach oder Brunnen gesammelte Wasser aber — immer mit dem Zusatz: unbeschrieen! Hilft's nicht, so war es eben doch — unbemerkt vielleicht — beschrieen.

Das für den Pfarrer Peinlichste bei diesen Verirrungen liegt darin, daß sich der Aberglaube, so bald man ihm entgegentreten will, nur um so scheuer verbirgt, nimmermehr aber sich widerlegen lassen will. —

Leidende und Kranke werden meist mit vieler Liebe gepflegt, doch fehlt es häufig an der richtigen Behandlung in Beziehung auf Kost, auf Reinhaltung der Zimmerluft und auf Schutz vor dem Besuchsandrang besonders an Sonntagen. Die Theilnahme gibt sich übrigens nicht blos in persönlichen Besuchen kund, sondern auch in mannigfaltigen Spenden, welche dem Kranken zur Erquickung dienen sollen und die man gleichfalls „Besuche" nennt. Für letztere hat der Pfarrer immer in der Leichenpredigt oder in den Personalien im Namen der Hinterbliebenen ausdrücklich zu danken.

Die Todtenwache wird dem Ernst des Ereignisses entsprechend gehalten; nur wo jüngere Leute aus der Nachbarschaft und Verwandtschaft dazu verwendet

werden, kann es wohl auch kommen, daß Veranlassung zu Klagen über Ausschreitungen gegeben wird. Gewöhnlich werden von einer Zeit zur andern Lieder aus dem Gesangbuche gesungen. —

Die Besorgniß, daß der Verstorbene sich zurücksehnen könnte in die sichtbare Welt und in der unsichtbaren keine Ruhe finde, ist weitverbreitet. Daher wird den Trägern, welche den Sarg aus dem Hause bringen und aufstellen, in manchen Gegenden ein Handwasser gereicht, das sie sofort unter den Sarg schütten, damit der Verstorbene Ruhe habe. — Die Begräbnißfeier ist einfach und würdig. Die Schulkinder singen unter der Führung ihres Lehrers einen oder zwei Verse aus dem Gesangbuche, worauf sich der Zug unter Glockengeläute in Bewegung setzt, voran der Sängerchor mit dem Lehrer, darauf ein Knabe mit dem hölzernen Kreuz, dem Sinnbild unsres christlichen Glaubens*), und dann der Pfarrer unmittelbar vor dem Sarg, dem die Leichenbegleitung folgt. Nach der Bestattung versammelt sich auf dem Lande die Trauergemeinde im Gotteshause, wo der Prediger für seine Ansprache auf andächtige und dankbare Zuhörer rechnen darf. Es wird am Schlusse erwartet, daß in den Personalien die Familienverhältnisse eingehend behandelt werden. Daß dieser Anspruch selbst für kaum erst geborene Kindlein erhoben wird, rechnet der Pfarrer nicht eben zu den leichteren Aufgaben seines Berufs.

---

*) Ein schöner Brauch, der leider in vielen Gemeinden neuerer Zeit abgekommen ist.

Gegen den Unfug der sogenannten Leichenzechen, welche so häufig in Trinkgelage und Schmarotzereien ausarten, kämpfen die geistlichen und weltlichen Behörden neuerdings mit allem Nachdruck.

Aus alter Zeit hat sich da und dort, besonders in geschlossenen Gemeinden, die Sitte erhalten, daß sämmtliche Theilnehmer an dem Leichenbegängniß noch 4—6 Wochen in Trauerkleidern am Sonntag erscheinen und des Gesangs sich ein Jahr lang enthalten. —

Volksbräuche im weiteren Sinn.

Während die vorausgehenden Skizzen mehr die auf das Familienleben bezüglichen Sitten und Bräuche beschrieben, sollen zum Schlusse noch einige Ergänzungen folgen, in welchen gewisse Zeitabschnitte im Jahresverlauf mit den dabei hervortretenden charakteristischen Volksbräuchen zur Sprache gebracht werden.

Gleich in die vordere Hälfte des Jahres fällt Lichtmeß, die einzige Wanderzeit der bäuerlichen Dienstboten.

Ehedem war ein so häufiger Wechsel des Dienstes wie heutzutage etwas Unerhörtes. Die „Ehehalten" hielten treu zu ihrem Bauernhof, wo sie auch gut gehalten waren und bis in's Alter das Gnadenbrod erhielten. Beispiele treuer Anhänglichkeit gehören jetzt zu den Seltenheiten.

Eine humane Behandlung geht ihnen auch gegenwärtig nicht ab, besonders muß anerkannt werden,

daß die Dienstboten in Erkrankungsfällen eine rücksichtsvolle Pflege genießen. Auch die Löhne sind so hoch gesteigert und die sogen. Zug'hör an Kleidungsstücken (Hemden, Schuhen, Arbeitsschürzen 2c.)*) ist so reichlich, daß hierin ein Grund zum Wechseln nicht liegen kann. Dieser ist vielmehr in der Scheu vor dem Verwachsen mit der Familie und vor den Schranken der Familiensitte zu suchen, anderseits in dem Bestreben, durch den neuen Dienstvertrag die Löhne noch höher hinaufzuschrauben. Dazu kommt als weiteres Reizmittel die Aussicht, wieder etliche Tage in ungebundener Lust zu leben und den Jahreserwerb im Wirthshaus zu verprassen, das in diesen Tagen seine Pforten weit öffnet und zur Tanzbelustigung einladet.

Da singt der Knecht:

Heut ist der schöne Lichtmeßtag
da bin i munter und frisch,
da pack' i mâne Klâder all'
und setz me hintern Tisch.
Ei Bâire hol da Brodlâb rein,
Ei Bâuer zöhl me aus,
i bin der lang schon z'wider gwé,
jetzt suach i an anders Hâus.

Der Bauer aber klagt: „'s isch no so a halblewelichs Knéchtle und verlangt 80 Mark mit Zug'hör und schafft, daß mer em d'Häuse am Laib flicke könnt."

*) 2—4 Hemden, 1 Paar Schuhe, wollenes Garn zu 2 Paar Strümpfen, 2 Arbeitsschürzen, 20—25 Ellen Leinwand (oder ein „Schötz" = 1 Sri. Lein zur Aussaat in ein angewiesenes Land).

Der austretende Knecht erhält in einigen Gegenden einen „Wenzellaib“ auf den Weg und der eintretende Knecht wird Wenzel genannt (wenzeln = wandern, einen Dienst suchen.

Den Kleiderkasten (B'hälter) der Ehehalten muß der Bauer mit seinem Wagen holen lassen.

Da die Dienstboten bloß am Dienstag oder Freitag nach Lichtmeß „aunstehna“, so findet die Neigung zum Umherschweifen von einem Ort zum andern nur allzureichliche Nahrung.

Solidere junge Leute gehen über diese Zeit nach Hause und sorgen für Herstellung der Kleidungsstücke.

Wenn der Dienstbote Morgens ansteht, erhält er in manchen Gegenden G'schmorgel, wenn Abends — Kartoffeln!

Die Arbeiten und Verpflichtungen des großen und kleinen Knechts 2c. im Stall und Scheune 2c. sind genau fixirt. Der große Knecht hält auf seine Vorrechte; nicht blos daß er sich zuerst herausschöpft, einschenkt, den Andern das Brod vorschneidet, sondern auch in Allem den Löwenantheil beansprucht. Die große Magd hat im Sommer die Wasserstütze gefüllt aufs Feld zu tragen und an einem schattigen Ort unterzubringen, bei Tisch mit einem Fliegenwedel, den ihr der große Knecht reicht, — mit der linken Hand den lästigen Fliegenschwarm abzuhalten, während sie mit der rechten unbeirrt weiter ißt. —

Am Schluß der Ernte und bei der „Niederfallet“ (Schluß der Dreschzeit) werden die Dienstboten reich-

lich mit Fleisch und Schmalzbackwerk, Bier oder Most regalirt, besonders wenn die Korn- und Viehpreise hoch stehen.

„Wenn's auf den Bauern regnet,
trauft's au auf de Knécht.“

An der Kirchweih erhalten die Dienstboten Kuchen („Plôtz“) auf eine ganze Woche.

Den Kirchweihmontag nehmen sie, wie die gesammte ledige Jugend, für sich in Anspruch, als dienstfreie Tage der Lustbarkeit und der Volksfeste, ebenso den Jakobimarkt in Hall und das Muswiesenfest*) im Oktober. An solchen Tagen bricht die Ausgelassenheit in gewaltigen Stößen hervor. Man könnte sie Eruptionen des Frohsinns nennen. Der Höhepunkt der Lustbarkeit an denselben ist eingetreten, wenn unter die kreischende Tanzmusik der cantus franconicus erdröhnt, dessen Eigenthümlichkeit darin besteht, daß die Stimmen in eine unermeßliche Höhe gesteigert werden, bis die Gesichter sich krebsroth färben, denn der Franke

*) Nächst dem jährlichen Volksfest in Musdorf zu Anfang Oktober sind noch zu nennen die ähnlichen Muswiesenfeste in Königshofen an der Tauber (Baden) und in Crailsheim. Sie haben vieles mit dem Cannstatter Volksfeste gemein, dienen als Sammelpunkte für Alt und Jung, tragen aber weit mehr als das erwähnte ein nationales Gepräge. Den Dienstboten ist ein besonderer Tag in der Festwoche eingeräumt, und von ihren Herrschaften, welche sich in die übrigen Tage theilen, empfangen sie kleine Geschenke.

verfügt über Stimmmittel, die sowohl bezüglich der hohen Tonlage, als der Ausdauer (sie schreien bis in den lichten Morgen hinein) ans Unglaubliche grenzen.

Viele Lieder, welche sie singen, sind durch Soldaten und Eingewanderte aus Schwaben importirt, doch haben sie auch einige fränkische Volkslieder.

Die ursprüngliche Melodie ist jedoch unter den wundersamen Verschnörkelungen oft kaum mehr zu erkennen. Und wenn man dann die elegischen Weisen der schwäbischen Volkslieder aus der Kehle des heiteren Franken in dieser Form zu hören bekommt, so wirkt das nicht eben sympathisch auf den fernen Zuhörer. — Ein wesentliches Erforderniß eines richtigen Chorgesangs ist, daß die letzten Töne des Verses unendlich gedehnt werden und daß sich die Sänger mit geschlossenen Augen die Lieder gegenseitig ins Gesicht schreien, als ob sie sich die größten Sottisen zu sagen hätten.

Eigene genuine Volkslieder finden sich, wie gesagt, wenige. Aber auch in den wenigen gibt sich der Franke nach seinem Wesen und nach seiner Lebensanschauung deutlich zu erkennen. Häufig hört man von Jungen und Alten singen:

Der Bauer ist ein schlauer Mann;
kein Teufel fängt mit ihm was an,
er thut uns gleich zur Antwort geben:
von dem Bauer müsse die Stadtleut leben.
Er schafft uns Fleisch und Brot ins Land,
Vivat, es leb' der Bauersmann. —

Kurze Singreime, ähnlich den Schnaderhüpfeln, stimmt der singlustige Junge häufig für die Tanzmusik an. Diese muß sofort einfallen, der Chorus singt dann das Lied und drauf wirds aufgespielt zum Tanz, z. B.:

Hebe mer kân Prügel
  no brenne mer Schâiter
moch me des Madle net,
  no geh i wâiter.

Schpielt mer an Schtehtā
  wâil i's net wähle kaun
suschst werr i tretā
  nou fall i naun.*)

Von eigentlichen Volksfesten haben sich nur noch in einigen Gegenden Reste erhalten.

Im Maingrund wird im Mai um eine freistehende Linde oder Espe eine „Bruck" — Bretterboden mit Geländer geschlagen und mit Bändern geschmückt. Ein Zug des jungen Volkes im vollen Festschmuck, die Mundschenken mit Weinkannen und die Musik voran begibt sich zur Bruck. Die Platzbuben und Platzmâde haben den Vortanz mit Maien (Birkenzweigen) in der Hand. Erst wenn diese ihren Schleifer vollendet haben, dürfen die Knechte und Mägde ꝛc.

*) Hier müssen die Musikleute ihre Probe bestehen. Verstehen sie es, den Singreim, den ein Junge oder wohl auch je und je ein Siebenziger anstimmt, sofort in derselben Tonart als Responsorium aufzunehmen — so fallen Geldstücke — im andern Fall ist die Bezahlung geringer.

auch eintreten, Tanzende und Zuschauer müssen blechen. Der „Maientanz“ im Bamberger Kreis, im Mistelgau dauert 2—3 Tage und Nächte und keine Ermüdung ist wahrzunehmen, selbst in der größten Hitze nicht. Am zweiten Tag zieht die junge Mannschaft durchs Dorf, jedes Haus muß etwas zollen: Geld, Eier, Schmalz, Mehl zu Schmalzbackwerk.

Noch solenner ist der „Plantanz“ an der Kirchweih im Voigtland, Fichtelgebirge und im Bambergischen. Der Nachtwächter mit bekränztem Spieß führt den Zug, der Schultes folgt*) und am „Plan“ angekommen, verliest letzterer den Festgruß:

Nun ihr lieben jungen Leut, die ihr hier versammelt seid,
ich bitt euch, seid ein wenig still und höret, was ich euch befiehl:

Das Zechen ist ein alter Brauch,
ihr habt das Recht heut auch;
deßhalb hopfet und springet,
tanzet, trinket und singet,
seid munter und lustig jederzeit
aber — mit geschmückter Ehrbarkeit —,
nicht nach dem Sinn von Herodis Weib,
Denn jener Tanz war übler Zeitvertreib.
Euer Tanz soll züchtig, rein
wie bei der Hochzeit zu Cana sein
ausgeschmückt mit Tugend und Ehren,
das soll Euch niemand wehren.

*) In der Erinnerung älterer Leute, z. B. in dem Oberen Bühlerthal, Untersontheim, Hausen, liegt noch eine ähnliche Kirchweihfeier, bei welcher der Schultz den ersten Tanz mit der Wirthstochter oder einer andern Bauerntochter aufführen mußte.

Bei Unwetter wird der Tanz in der „Stödeltenna“ gehalten, aber immer mit der strengen Etiquette, daß die Bauernsöhne den Vortanz haben. Am zweiten „Kirwes“ wird eine Vermummung aufgeführt; ein Hanswurst unterhält durch Späße, ein zweiter sammelt Gaben, ein dritter trägt in der Kätze (Korb) Backwerk zum Vertheilen an die Mädchen.

Von geistlichen Festspielen ist zu erwähnen:

1) Das Paradeisspiel im Teuschnitzer Kreis (Sündenfall und Erlösung in Versen);
2) in Oberbayern das bekannte Passionsspiel.

An solchen Volksfesten nehmen nächst der Jugend auch die Bauern, auch Alte, Theil und vergnügen sich am Kegelspiel oder am Wirthstisch. Tritt ein bekannter Gast ins Wirthslokal, so wird's ihm mit einem „Willkomm“ gebracht.

Taubmann Epigr. III. 88 über die Voigtländer:

Laudo meos Francos qui se cervice supinant
et haustu eximio praebita pocla bibunt.

Der Franke ist überhaupt ein Freund geselliger Unterhaltung und sucht solche keineswegs blos im Wirthshaus, sondern auch bei sonstigen Zusammenkünften auf der Straße, unter einer Linde, auf der Hausbank, im Hof 2c. 2c. Besuchen sich die Bauern gegenseitig, um der Geselligkeit zu pflegen, so nennen sie das in da Horles gehanē; auch Hoggarten.

(Höge = Lustbarkeit, Geselligkeit, Schmaus 2c., garten = warten, müßig umhergehen, schlendern); auch „in dē Vorsitz gehanē“.

Sommer-Johannis.

Am Abend vor dem Johannisfeiertag (Sommersonnenwende) leuchten auf den Höhen des fränkischen Jura, im Maingrund, in einigen Theilen der Oehringer Ebene (Sall) die „Sunnwendfeuer“.

Das Holz wird in Niedersteinach zuvor im Zug eingesammelt; ein Junge trägt ein mit Bändern geschmücktes Tannenbäumchen voran; man hält an den Häusern und ruft:

Ihr Bauern laßt euch sagen
wir wollen Holz zusammentragen,
zum heiligen Johannisfeuer
sollt ihr geben eure Steuer,
dann sollt ihr auch im Himmel leben.
Gebt ihr eure Steuer nicht
lebt ihr auch im Himmel nicht.
Ist ein guter Herr im Haus
beut er's Holz zum Fenster 'raus;
ist aber niemand drinna
werde mer d'Holzleg selber finna
Vivat, der Johannes soll lebe.

Welche Bedeutung schon in altgermanischer Zeit diesem Termin der Sommersonnenwende zuerkannt worden sei, ersieht man an den vielen in der Tradition sich forterbenden Volksgebräuchen. Selbst nach Annahme des Christenthums wurde dieser Tag sonntäglich gefeiert; Feldarbeiten waren verpönt; die Übertretung bringt Hagelschaden.

Von den ersten Boten des Christenthums wurden die abergläubischen Bräuche der heidnischen Bevölkerung

nicht sofort beseitigt, sondern in christliche Gebräuche, Wallfahrten 2c. 2c. umgeprägt, später im Reformationszeitalter in den evangelischen Gemeinden in evangelische Gottesdienste verwandelt. Beispiel aus der Hengstfelder Pfarrchronik v. Mützel. Rothenburg a./T. 1756.

Den 13. Juli. „Die Margarethae virginis et martyris wurde von Hengstfeld mit einer Kerzen nach Bronnolzheim gewallet.“ Anstatt dessen hielt man gleich nach der Reformation 1550 einen Erntegottesdienst über einen Erntespruch, obwohl die Geistlichen anfangs Bedenken trugen. „Nach deme aber aller Aberglaube und Mißbrauch dabei völlig abgeschaffet und alles zu Gottes alleinigen Ehren und der Gemeinde Erbauung eingerichtet, so ist solcher bis heute in dieser und der Schainbacher Pfarr zu feyern erhalten worden; wie dann Pfarrer Schnurr selbsten zu dieser Wallfahrt hinzugefüget: interiit; Dies tamen observatur ut dies Dominica, weil aller Aberglaube cessiret, da das gemeine Volk zuvor in dem Wahn gestanden, durch die Procession werde der Himmel gebannet, daß kein Hagelwetter Schaden bringen könne und dieser Ernte-Feiertag niemand anders, dann dem wahren Gott als Herrn der Ernte zu Ehren und der Gemeinde zur Erbauung auf recht evangelische Gott gefällig Weis gefeiert werde.“

Auf die Flachsfelder wird im Maingrund Johanniskraut (Hypericum) gesteckt, um Hagelschaden abzu-

wenden. Zur Verhütung desselben werden im Sechsämterbezirk (Bayreuth-Wunsidel) wie auch bei uns Kräuterbüschel vom Himmelfahrtsblümchen (gnaphalium dioicum) — um Himmelfahrt und Pfingsten, — von Johanniskraut und von blühendem Mauerpfeffer (sedum acre) um Johannis gesammelt. Die davon geflochtenen Kränzchen schützen gegen Blitz und Wetterschlag.

Selbst die protestantische Bevölkerung des oberen Saal-Landes 2c. findet sich an Mariä Himmelfahrt in Marienweiher ein, um dort für eine reiche Ernte zu opfern.

In Haundorf und Wildenholz werden am Ostermontag und Johannisfeiertag die verbrauchten Besen gesammelt und auf dem Feld verbrannt, damit sie nicht vom wilden Heer, das den Feldern Schaden bringt, benützt werden. —

Zu Johannis muß heilkräftiger Kümmel auf den noch nicht gemähten Wiesen gesammelt werden, weil dieser gegen alle Magenleiden die trefflichsten Dienste leistet.

Auch sonstige Schutz- und Hilfsmittel werden namentlich beim Betrieb der Landwirthschaft mit einer Pünktlichkeit angewendet, die einer besseren Sache werth wäre.

Aus dem Stall darf keine Milch verkauft, aus dem Hause nichts geliehen werden, solang das Kalb noch nicht 8 Tage alt ist; sonst versagt die Milch.

Am Montag und Freitag gibt man ohnehin nur

ungern Milch aus dem Hause; immer müssen aber 3 Salzkörnchen oder 3 Brodkrummen auf die Milch geworfen werden, um jeglichen dämonischen Einfluß abzuwehren. — (Drei Kreuze auf der Oberseite des Brodlaibs sollen bewirken, daß der Teig sich gehörig dehnt und ehe der Brodlaib angeschnitten wird, müssen 3 Kreuze auf die Unterseite gemacht werden.)

Hausthiere — Hühner, Tauben, Kühe, Schweine, werden im fränkischen Jura (Oberfranken) mit dem Gruß eingestellt:

Kuh! eil in dein G'stell
wie der Advokat in d'Höll.

Taube! fliegt auße — fliegt eine,
fliegt in euer G'stell
wie der Advokat in d'Höll.

Die Eingewöhnung der Hühner wird erleichtert, wenn man die Hühner in ein Wasserbecken mit etwas Wasser setzt, einen Spiegel ihnen vorhält und 3mal spricht: ei ja! wie bist du so schöa. Das Wasser schüttet man ihnen nach mit dem Ruf: heut Abend kommst wieder.

Beim Verkauf schiebt man das Vieh rückwärts aus dem Stall. Dann folgt's williger dem Käufer.

Am Samstag soll kein Dung geführt werden; dem Übertreter droht ein Brand oder ein Hagelschlag.

Der Knecht, welcher am Thomastag das Vieh zuerst an die Tränke treibt, also am kürzesten Tag am

frühesten auf den Beinen ist, hat das ganze Jahr das schönste Vieh und einer Viehseuche ist das Eindringen unmöglich gemacht.

Am Ernteschluß wird in manchen fränkischen Gegenden auf dem zuletzt abgeernteten Acker eine Stange mit Kränzen und Bändern geschmückt in den Boden gesteckt und mit einer Garbe umgeben. Die Jugend tanzt um dieses Zeichen des Dankes.

Im fränkischen Jura war es bis vor wenigen Decennien üblich, daß man einen Büschel Ähren auf dem Acker stehen ließ für den St. Michael:

> O heilger St. Mächa,
> b'scher übers Johr meha = mehr,
> so viel Köpfla, so viel Schöckla,
> so viel Ährla — so viel Jährla.

Der Bauer mahnte die Arbeiter: Lößt dem St. Mächa au was stehna und macht em san Städele voul (voll).

Die Vorsitze.

Das Verlangen nach geselliger Unterhaltung macht sich namentlich in den langen Winterabenden bei der Jugend geltend. Die Spinnerinnen besuchen sich gegenseitig und verkürzen sich die Zeit durch Erzählen, Plaudereien, Gesänge, Räthsellösen u. dergl., wozu nach einem obstreichen Herbst wohl auch frisches oder gedörrtes Obst als Erfrischung gereicht wird. Dabei

wird fleißig bis in die tiefe Nacht hinein gesponnen, denn die in Aussicht genommenen Leinwand-Vorräthe sollen nicht allein die Bedürfnisse des Haushalts decken, sondern auch zum Verkauf einiger Stücke reichen. So lange die Vorsitze in diesen Grenzen und unter der Aufsicht der Eltern gehalten werden, dürfen wir sie zu den berechtigten, harmlosen und echt volksthümlichen Bräuchen zählen. Hier können unsre Ortslesebibliotheken die trefflichsten Dienste leisten, wenn die jüngeren und geübteren unter den Anwesenden aus einer gediegenen Volksschrift, die ihnen dargeboten wird, zur Abwechslung vorlesen.

Es besteht aber unter diesem Namen noch ein anderer Brauch, der viele sittliche Gefahren und Ärgernisse in sich schließt. Es sind das die sogenannten Spinnstuben, die freilich eine ganz andere Benennung verdienten, denn die Arbeit ist hier Nebensache. Zu diesen vereinigen sich die Dienstboten beiderlei Geschlechts, um in gemeinschaftlichen Schmausereien, zu welchen die ledigen Söhne und die Knechte Bier oder Wein, die Mädchen Kuchen, Brot, Kaffee, Zucker &c. beisteuern, und in ausgelassener Lust die Nacht hinzubringen. Es werden zu diesen Zusammenkünften gewöhnlich solche Wohnungen gewählt, in welchen dem Häusler selber damit gedient ist, wenn ihm auf diesem Wege mancher gute Bissen zugeführt wird. Mit Vorliebe werden hiezu Filialorte gewählt.

Wer es weiß, zu welchen Veruntreuungen die Betheiligung an solchen Gelagen Veranlassung gibt,

welche entsittlichenden Folgen sie überhaupt haben, wie manche edleren Fruchtansätze dabei zu schanden gehen, der kann seine Verwunderung darüber nicht zurückhalten, daß solchem Unfug nicht mit aller Energie von Seiten der Polizei entgegen getreten und daß die Beobachtung der bestehenden Verordnungen nicht schärfer und consequenter controlirt wird.

Advents- und Weihnachtszeit.

Da die mit der Weihnachtszeit verbundenen Anschauungen und Gebräuche mit einer Menge von Reminiscenzen aus der altgermanischen Mythologie durchsetzt sind, so finden sich auch hier viele allgemeiner verbreitete, dem Frankenvolk nicht ausschließlich zugehörige Vorstellungen und Gebräuche, wie man denn nicht mit Unrecht von einem Kontagium der Volkssitte redet, die sich von Gau zu Gau, von Stamm zu Stamm fortpflanzt. Doch haben sich manche länger und in schärferer Ausprägung bei ihm erhalten.

Dahin gehört die unter demselben noch sehr verbreitete Sitte, daß die dem Weihnachtsfest vorausgehenden 3 oder 4 Donnerstage (Thorstage) als Anklöpferlestage gefeiert werden. Für die Jugend und — Bettler sind es heißersehnte Zeiten; sie wurden vor 30 Jahren noch als freie Schultage beansprucht! Das Klöpfeln mit Erbsen und das Streichen mit

Tannenruthen sollte ein Weckgruß und eine Mahnung von oben bedeuten, daß das Julfest nahe und daß Wodan als der segenspendende in Begleitung seiner Gemahlin Frigg und seines Sohnes Thor von Haus zu Haus, von Wohnung zu Wohnung, von Stall zu Stall nachforsche, ob überall Ordnung, Fleiß und Pünktlichkeit herrsche und mit unvermutheten Gaben die Wachsamen und Fleißigen beschenke. Vor die Thüren postirt, bringen die Kinder diese Botschaft und singen einen schnurrigen Reim:

Klopf aun, klopf aun,
d'Báire hot da schönsta Maun,
an schöna und an ráicha,
daß se anander gláicha.

I bitt um a Äpfele, i bitt um a Nuß,
Die Báire hot da schönsta Maun,
se seha anander freundle aun,
iamole — iamole! (je zuweilen.)

Aunklopfe Hammerstiel,
ráiche Báire gieb mer vill,
gieb mer an ganz Säckle voul,
's thuat miar und meiner Muater woul.

Die Rosen, die Rosen — die wachsen auf dem Stock,
Der Herr ist schön, der Herr ist schön,
Die Fráu ist wiana Dock.

(Waldenburg.)

Und weil die Bäuerin an den letzten Donnerstagen Knöpfle kocht, singen die Kinder:

Hait ist die letzte Klöpferlesnacht,
Da klopf i aun, daß's pumpt und kracht.
Bäire kōst er Knöpfle g'macht,
hobt er récht guate g'macht?
Trōcht mer's ima Näpfle 'ráus,
ich bin norr alla dahàus.

Für diesen Gruß werden die Kinder dann beschenkt mit Äpfeln, Nüssen, Brod, Marcipan (Marci panis. Mariae panis.) Auch das sonst übliche Backwerk mit Thierformen erinnert an Embleme heidnischer Götter z. B. Springerle an Thors-Böcke, Bretzeln an Wodans Sonnenringe, Thors Donnerkeile; geringeltes Backwerk und Zöpfe sind zu Ehren der Holle im Brauch.

Am ersten Advent setzt man Zweige von Kastanien oder Syringen (Bauern-Holder) in einen Topf mit Wasser, das täglich aufgewärmt wird. In einer Ecke werden sie aufbewahrt, bis sie Blätter und Blüten treiben. Kommt es dazu, so bringen sie Glück ins Haus und ein fruchtbares Jahr.

Sofern das Julfest, der 25. Dec. als Tag des Opfer- und Freudenfestes galt, an welchem die Götter den Menschen sich mit Liebe nahen, so war die Anknüpfung an die Heilsthatsache der Menschwerdung Christi nahe- liegend; doch haben sich viele heidnische Nachklänge erhalten. In den 12 Nächten zwischen 25. Dec. und 6. Jan. (Tag der Holla oder Bertha) kann der Mensch mit

den Göttern in Verkehr treten und in die unsichtbare Welt, auch in die Zukunft einen Einblick erlangen.

Muntere Jungen vermummen sich am Vorabend und springen, mit Schellen behangen, umher in den Straßen, um Thors Ankunft zu verkündigen und empfangen Gaben. Sie sind der Schrecken der Kleinen, lassen sich aber mit Äpfeln und Nüssen leicht besänftigen. In der Christnacht sieht man Wodans Heer Nachts zwischen 11 und 12 Uhr; es fährt im Sturm über die Wohnung weg, oft auch in die Wohnungen und durch den Ofen und das Kamin wieder hinaus.

In den 12 Tagen darf man die Schuhe nicht reinigen — sonst droht Viehseuche; — kein Haar scheeren, das bewahrt vor Kopfschmerzen; — die Nägel nicht schneiden, um den Nagelfluß zu verhüten.

Die Witterung des Jahres wird festgestellt durch 12 Nußschalen oder Zwiebelschalen, mit Salz gefüllt und mit Monatnamen versehen; die nassen bedeuten Regen. Auch die 12 Tage selbst bestimmen die Witterung je eines Monats. —

Aber auch die finsteren Mächte sind in diesen Nächten geschäftiger und zu ihrer Abwehr wurden in früherer Zeit eine Menge geisterbannender Mittel angewendet und in manchen Gegenden ist es heute noch üblich, daß Thüren, Läden, Hausschwellen mit dem Drudenfuß oder mit 3 Kreuzen bemalt werden, um dem bösen Feind den Eintritt und Einfluß abzuschneiden. Auch das Räuchern in den Ställen ist ein beliebtes Gegenmittel. —

Wer in der Neujahrsnacht einen Häring ißt, ohne zu trinken, schaut im Traum die zukünftige Braut, die dem durstigen den Trunk reicht.

Das Bleischmelzen ist eine verbreitete Spielerei, um aus den seltsamen Figuren etwas Günstiges zu erfahren.

In der Christnacht kann das Vieh im Stall reden. Wer aber lauscht, vernimmt nur Unheil. Ein Bauer lauschte aus Vorwitz und hörte, wie die Ochsen von seinem Begräbniß plauderten: „im nächsten Jahre müssen wir unsern Bauern hinausführen“. Sogleich verkaufte er sie an den Nachbar, aber — seinem Verhängniß entging er nicht. Sie führten ihn doch hinaus.

Mit dieser bedeutungsvollen Sage aus Mittelfranken soll diese Skizze ihren Abschluß finden. Sie deutet auf die Bestrafung des menschlichen Vorwitzes und Aberwitzes. Es liegt darin ein Fingerzeig, daß es besser gethan ist, die Zukunft in Ergebung zu erwarten.

Unser christlicher Glaube hebt uns freilich höher empor zum freudigen Gottvertrauen, zum Glauben an die göttliche Liebe und Gerechtigkeit. In diesem Glauben ist uns und unserem Volke die Macht gegeben, vor welchem Furcht und Aberglaube weichen muß. Diesen Glauben zu nähren und zu befestigen, ist der schönste Dienst, den wir ihm erweisen können. Und freuen soll es den Verfasser, wenn es ihm gelungen wäre, den Leser für unser fränkisches Volk zu erwärmen, daß er an der Befestigung dieser Grundlage aller sittlichen Lebensordnungen und alles Lebensglücks an seinem Theil mitzuwirken sich befleißige. —

Wer für das frische, kräftige Pulsiren des Volkslebens überhaupt noch Sinn hat, wird mir wohl zustimmen, wenn ich sage: „Das fränkische Volk mit seinen Spracheigenthümlichkeiten, Sitten und Bräuchen ist unsrer Beachtung und Achtung und dieses Dienstes wohl werth. Wir haben kein Recht, stolz auf dasselbe herabzublicken. Der vornehme Römer freilich mochte wohl sagen: Odi profanum vulgus. Er hatte ja auch kein Volk mehr.

Wir haben noch ein solches in Franken und in Schwaben, ein Volk, das wir in seiner alten schönen Sitte ehren und — auch in seinen Schwächen lieben wollen.

V. Das Volkslied.

Nicht jeder Boden, auch nicht jede Zeit ist der Entwicklung des Volkslieds gleich günstig. Bekanntlich gilt das sangreiche Schwaben als die Heimat vieler echter Volkslieder, die in ihren mannigfachen lieblichen Weisen ans Ohr und Herz dringen und Zeugniß geben von dem innigen Gemüthsleben, sowie von dem dichterischen Gestaltungstrieb dieses Volksstammes. Und auch in den übrigen deutschen Gauen erwachte gegen die Mitte des 14. Jahrhunderts die Sanglust, die sich bis in das 16. Jahrhundert und noch weiter hinaus in Blüte erhielt. In bunter Menge tauchen diese Volkslieder empor, aus welchen Freude und Schmerz, Hoffen und Sorgen, Scheiden und Wiedersehen, Ernst und Scherz, Waldeslust und Wanderleben in reicher Auswahl und in den anmuthigsten Melodieen ertönen. Das eigene concrete Erlebniß, das kleinste Bild im engsten Rahmen mit den daran sich knüpfenden Empfindungen findet unter der Einwirkung der dichtenden Phantasie seinen Ausdruck im Lied, welches dadurch eine typische Bedeutung für eine ganze Gattung ähnlicher Dichtungsformen gewinnt. Der Name der Dichter und Componisten

verschwindet oder ist überhaupt nie hervorgetreten, aber das Lied lebt fort und es gestalten sich neue ähnliche, welche das Volk als sein Gesammteigenthum betrachtet, bewahrt und von Geschlecht zu Geschlecht weiter — singt. Denn das ist eben das Bezeichnende für das Volkslied, daß Text und Melodie sich als ein Ganzes, aus einem Guß gewordenes darstellt; hier haben wir die innigste Verschmelzung von Wort und Weise, und das Volkslied will gesungen sein, sonst geht sein Kern, sein Gehalt, seine Poesie, sein Reiz verloren. Schon mancher Tonkünstler hat es versucht, Text und Melodie in eins zu schmelzen, so kunstlos, so bewegt, so innig, wie es im Volkslied uns entgegentritt, und — wie wenigen ist es im Ganzen gelungen, auch bei reicher Begabung und bewußtem Streben. Silcher wird uns hierin immer als ein Stern erster Größe glänzen.

Oft finden sich im Texte die überraschendsten Gedankensprünge, fremdartige Bilder, dunkle Anspielungen. Ob solche abspringende Gedanken und Einfälle einen geheimen Sinn bergen oder auf einen solchen hinleiten sollen, ob sie aus einer anderweitigen Reminiscenz abzuleiten seien, das wird nur in den seltensten Fällen mehr zu ermitteln sein. Aber darin eben erweist sich die einigende Kraft der Melodie, daß sie die an sich oft lose zusammenhängenden Elemente der Dichtung in einen Guß bringt und im Zusammenhang erhält, und so dem Liede seinen besonderen Stempel aufdrückt. So sind die Volkslieder immer zugleich auch Volks-

kinder, aus dem Volke geboren und das Volk kennzeichnend, und doch nach ihrem Ursprung in Dunkel gehüllt.

Woher das Lied mag schallen?
Es ist vom Himmel gefallen.

Soviel ist als sicher anzunehmen, daß die Volkslieder, so wie wir sie jetzt haben, nicht immer nur eine ursprünglich abgeschlossene Dichtung darstellen, sondern daß in den meisten Fällen zwei und mehrere Personen daran erweitert und ergänzt haben. Man dichtete wohl auch Reim um Reim, Strophe um Strophe wechselsweise und leicht fand sich dazu auch bald die einfache Singweise, die das einemal an eine bekannte Melodie sich anlehnte oder aus älteren Erinnerungen sich zusammensetzte, das anderemal zugleich mit dem Texte in originaler Weise entstand und sich Bahn brach. Und fragt man nach den Stätten, welche der Entstehung der Volkslieder vorzugsweise günstig und förderlich waren, so führt uns ihr Inhalt bald in die Stille des Hauses, in die einsame Zelle, in welche geheimes Hoffen oder verborgener Kummer sich flüchtet, bald in die geselligen fröhlichen Kreise, Spinnstuben 2c., wo von einem der Genossen nur der Ton mit einem Reimgesang angeschlagen werden darf, um den Chorus zu wecken. Hat dieser Anklang gefunden, so ist damit der Kern geboten, an den sich weitere Strophen in buntem Wechsel ansetzen*).

*) An diese Entstehungsweise mancher Volkslieder erinnern noch einige uns erhaltene, an denen unschwer zu erkennen ist,

In diesen naturwüchsigen Liedern spiegelt sich das treue Gemüth und die kindliche, unbefangene Naivität des deutschen Volkes. Sie sind nicht frei von Derbheiten im Ausdruck, oft bricht die Lebenslust, der Spott oder Unmuth in gewaltigen Sprüngen hervor, aber Schmutziges, Gemeines findet man im echten Volksliede nicht. Es trägt zumeist einen edleren Stempel und es begegnen uns manche von so zartem Hauche und von solcher Innigkeit, daß sie zumal im Verein mit den ansprechenden einfachen Melodien auf alle, deren Geschmack nicht völlig abgestumpft oder verbildet ist, fort und fort die tiefste Wirkung ausüben.

Auffallen muß nur die Wahrnehmung, daß bei dem sonst so sangslustigen Franken die aus dem

---

wie sie durch allmälige Zugaben (Kettenreime) in den sogenannten Vorsitzen (Heimgarten in Tyrol) 2c. vermehrt worden sind. Da wird etwa angeheftet mit der Strophe:

Wir wollen Eins singen,
müßt aber nicht lachen,
wir wollen auf's Sprichwort
Ein feines Lied machen.

Finden sich in der Gesellschaft Leute, welche in ihrer frohen Laune die Einladung zum Weitersingen annehmen, so reihen sich weitere Strophen — Gereimtes und Ungereimtes — an. Was Beifall findet, fixirt sich im Gedächtniß und in der Ueberlieferung. In ähnlicher Weise wird dieses bei Alt und Jung beliebte Strophenspiel getrieben mit dem bekannten: 's is mer Alles eins 2c., oder mit dem spaßhaften Wahrsagerlied: Gib blanker Bruder 2c., wo fast überall bei günstiger Veranlassung neue Witzstrophen hinzugesetzt und den Gelegenheiten angepaßt werden.

Schwabenland herübergewanderten Volkslieder häufiger als die eigenen fränkischen gehört werden, und daß für den Sammler die Ausbeute an naturwüchsigen fränkischen Liedern etwas spärlich ausfällt. Man hat diese Thatsache damit zu erklären gesucht, daß sich wenigstens in den südlichen und südwestlichen Theilen des Frankenlands die beiden Volksstämme sehr nahe berühren und daß der Reichthum an den in allen Tonarten spielenden und sich einschmeichelnden schwäbischen Liedern hier von Anfang eine willige Anfnahme gefunden habe. Es werden indeß nicht viele sein, welche sich mit dieser Erklärung ganz zufrieden geben. Wir werden der Sache wohl näher kommen, wenn wir den Grund in dem schon früher geschilderten eigenthümlichen Naturell des Volksstammes suchen. Hat sich uns aus unsrer bisherigen Erörterung ergeben, daß der fruchtbarste Boden für das Volkslied da sich findet, wo mit einer sinnigen naiven Lebensauffassung und einer lebhaften Phantasie ein warmes Gemüth und eine tiefgehende kräftige Empfindung gepaart ist, so werden wir es weniger auffallend finden, wenn die Quelle des Volkslieds bei dem Volksstamm etwas spärlicher fließt, welcher mehr das Gepräge eines der realen Außenwelt und dem praktischen Leben zugewandten Sinnes, leichter Erregbarkeit, flüchtiger Empfindung, kluger Berechnung trägt.

An Volksliederdichtern hat es übrigens auch im Frankenlande von alter Zeit her bekanntlich nicht gefehlt. „In selber Zeit“ — (1530) heißt es in der

limburger Chronik — „sang man ein new Lied in deutschen Landen, das war gemain zu pfeiffen und zu trommeten zu allen Freuden“.

Ein Barfüßermönch am Mainstrom galt in der Mitte des 14. Jahrhunderts als beliebter Sänger: „Was er sung, das sungen alle Leut gern und alle Meister pfiffen und alle Spielleut führten den Gesang und das Gedicht“. Und wenn wir auch den Nürnberger Meistersänger für unser genre nicht in Anspruch nehmen können, so gilt er doch als ein hervorragender Zeuge für den dichterischen Gestaltungstrieb der damaligen Periode. Bis auf die neueste Zeit ließen sich Volksdichter aus unsren Gauen namhaft machen. Doch um Namen handelt es sich ja hier nicht, sondern um das Volkslied selbst und um die aus demselben hervorquellenden Töne, welche das innerste Wesen, das Fühlen und Denken des Volkes zum Ausdruck bringen.

Um dieses aber richtig aufzufassen und zu beurtheilen, werden wir die vorhin bezeichneten Stammeseigenthümlichkeiten und die damit im Zusammenhang stehenden Gesichtspunkte wohl im Auge behalten müssen.

Wir können dann jenen schalkhaften Humor sympathischer aufnehmen, der sich z. B. in dem bekannten Zwiegespräch zwischen dem Schlosser und seinem Gesellen in Nürnberger Mundart so charakteristisch kund gibt:

Jo, socht der G'sell, des begreif i scho,
S'hot all's san gutē Grund;

Das Esse währt halt gor net lang
Die Arbeit verzehn Stund.
Wenn äner sullt de ganze Woch
in äm Stück esse fort,
's würd a bald grod so langsam gahn
als wie báim Fáile dort. —

oder in jener neckischen Strophe:

Merk, wer mit Katzen ackern will,
der spann die Máus voráus;
dann geht es alles wie der Wind,
so fängt die Katz die Máus.

Die nüchtern berechnende Auffassung des Berufs mit einer starken Beimischung von Selbstgefälligkeit drückt sich aus in dem allgemein beliebten und vielgesungenen:

Der Bauer ist ein schlauer Mann,
kein Städter fängt mit ihm was an.
Gleich wird er ihm zur Antwort geben:
vom Bauern müssen die Stadtleut leben;
er schafft uns Fleisch und Brot ins Land
drum lebe hoch der Bauersmann. 2c. 2c.

Zu einem harmloseren Ausdruck kommt der Frohsinn des Bauern in dem ebenso häufig gehörten:

Ich bin halt ein fröhlicher Bauer auf dem Lande
und schaffe die Arbeit mit eigener Hande
und von meinem Fleiß kommt ja her die Speis,
sie ernährt die Jungen sammt dem alten Greis.
Und ich bin halt 2c. 2c.

Eine Variante der vierten Strophe dieses Volkslieds lautet:

Von der mühsamen Arbeit werden matt meine Glieder,
dann schmeckt mir die Ruh und ich lege mich nieder,
und so hör ich dann zu, was die Wachtel spricht:
Gelt du hörst mich gern, aber siehst mich nicht.
(Gelt du hättst mich gern, aber kriegst mich nicht)
Und ich bin halt 2c. 2c.

Einer hervorragenden Beliebtheit erfreuen sich die Lieder, in welchen das frohe Behagen zum Ausdruck kommt und die Zufriedenheit verherrlicht wird, die sogenannten Biedermanns-Lieder.

Wenn eine dieser allbekannten Singweisen angestimmt wird, so fällt der ganze Chorus ein und Alles schwelgt in dem Genuß der Konkordia. Daß das Volk eben an diesen schlichten, harmlosen Liedern sein besonderes Wohlgefallen hat und immer wieder zu denselben so gerne zurückkehrt, ist wohl werth, beachtet zu werden. Nur ein verbildeter Geschmack könnte sich geringschätzig darüber hinwegsetzen. Wer im Volke und mit dem Volke lebt, erkennt darin das — wenn auch unbewußte Verlangen nach Gewinnung des Gleichgewichts, der Friedensstimmung unter den mancherlei Sorgen und Mühen des Alltagslebens. Sie ertönen durch ganz Schwaben und Franken und haben so zu sagen eine internationale Geltung. —

„Frank und frei“ ist die Losung des Franken. Für seine Gedanken und Wünsche läßt er sich am allerwenigsten ein Gebot oder Verbot auferlegen:

Die Gedanken sind frei!
kein Mensch soll's errathen;

sie schleichen herbei
wie die nächtlichen Schatten;
und meine Gedanken
zerreißen die Schranken
und Mauern entzwei;
die Gedanken sind frei.

Ich denk, was ich will!
Wenn's mich nicht beglücket,
halt ich in der Still,
wie's später sich schicket.
Und meine Gedanken
zerreißen die Schranken!
Es bleibet dabei,
die Gedanken sind frei.

Unter der Bildersprache oder einer allegorischen Form verbirgt sich die Freude über ein still aufblühendes Liebesglück:

Gestern Abend spät in stiller Ruh
hört ich im Wald einer Drossel zu,
und als ich so da saß und meiner ganz vergaß
da schmeichelt sich die Drossel um mich
und grüßte mich 2c. 2c.

Und die Drossel sprach ganz unerschreckt,
wer hat denn dir meinen Platz entdeckt?
Im grünen Wald ist auch mein Aufenthalt,
und wo ich schon oft gewesen bin,
dahin steht mein Sinn.

Aber auch die Todesahnung gibt sich kund in jenem Traumbild, das in seiner allegorischen Form den Ausdruck des Schmerzes und der Trauer verstärkt:

Ich hab die Nacht geträumet
wohl einen schweren Traum;
Es wuchs in meinem Garten
ein Rosmarinenbaum. *)

Ein Kirchhof war der Garten,
ein Blumenbeet das Grab
und von dem grünen Baume
fiel Kron' und Blüte ab.

Die Blüten thät' ich sammeln
in einen goldnen Krug,
der fiel mir aus den Händen,
daß er in Stücke schlug.

D'raus sah ich Tropfen rinnen,
ja Tröpflein rosenroth.
Was mag der Traum bedeuten?
Mein Liebster, er ist todt.

Ein Beispiel dafür, wie man bei dem Volkslied zuweilen auf eine gemeinsame Thatsache oder Veranlassung hingewiesen werde, aus welcher zwei und mehrere Lieder sich herausgebildet haben, bildet das bekannte Lied:

Es, es, es ist ein harter Schluß,
daß ich aus Frankfurt muß 2c. —

in welchem der wandernde Geselle leichten Sinnes und nicht ohne hämische Seitenhiebe auf Meister und

*) Der Rosmarin (ros maris), wegen seines würzhaften Geruchs beim Landvolk allgemein beliebt und darum auch mit Vorliebe in Töpfen gepflegt, galt ursprünglich als Symbol der Trauer. Zweige davon wurden unter die Leidtragenden vertheilt; allmählig auch bei anderen festlichen Gelegenheiten, z. B. Hochzeiten.

Meisterin Abschied nimmt — und zu welchem ein Seitenstück bildet:

> Ach, ach, ach, das ist ein' schwere Buß,
> wenn ich von Wien weg muß ꝛc. —

Bei beiden lautet der Ringelreim:

> Ich will mein Glück probiren,
> marschiren!

Hier ist eines aus dem andern entstanden, so daß Melodie und Pointe bleiben und nur die Situation variirt, wobei man sich weder streng an die Zahl der Versfüße noch an die Tongänge und Figuren hielt. Aus dieser Licenz entstanden die mancherlei Varianten, in welchen solche Lieder in verschiedenen Gegenden auftreten. Es sei hier nur noch beispielsweise an die vielen Varianten erinnert, welche wir von dem Volkslied haben: „Die Würzburger Glöckla han schönes Geläut" ꝛc., oder: „Wenn ich an jenen Abend gedenk" ꝛc.

Der siegesgewisse Werber oder vorwitzige Eindringling findet nicht immer die erwartete Willfährigkeit. Er muß sich's gefallen lassen, wenn er kurz abgetrumpft wird und wenn man ihm „heimsingt".

> Es steh'n zwei Sterne am Himmel, dem blauen,
> die geben der Welt ein'n hellen Schein.
> Gott grüß euch, ihr holden Jungfrauen!
> wo stell' ich denn heut meine Pferde hinein?
>
> Nimm du nur dein' Pferde beim Zügel, beim Zaum
> und bind sie an ein'n alten Weidenbaum!

Die persönliche Neigung einerseits und die Rücksicht auf ein zu erwerbendes reiches Erbe anderseits kann den jungen Bauern in schwere Bedrängniß bringen und selten verläuft die Entscheidung so, wie er sich's singend vorspiegelt in dem weit im Schwaben- und Frankenland verbreiteten: „Wenn ich an den letzten Abend gedenk, da ich Abschied nahm von dir“ 2c.:

Mein Vater hat gesagt, ich soll e reiche, reiche nehmen,
die viel Silber hat und auch viel Gold.
Aber lieber wollt' ich in der Armuth schweben,
Als daß ich dich verlassen sollt'.

Mein' Mutter hat gesagt, ich soll nicht auf den Reichthum sehen,
sondern auf ein junges, frisches Blut.
Und was hilft mich alles Gold der reichen Mädchen,
die mir doch nicht bringen frohen Muth.

An Betheuerungen läßt es der Minnesänger in den verschiedensten Modulationen nicht fehlen:

Eh' ich dich mein Kind will lassen,
muß der Himmel fallen ein,
und die Sternelein verblassen,
und der Mond verloschen sein.

Saßen da zwei Turteltauben
oben auf dem dürren Ast.
Wo sich zwei Verliebte scheiden,
da verdorren Laub und Gras.

Mögen Laub und Gras verwelken,
aber treue Liebe nicht;
Kommst mir zwar aus meinen Augen,
aber aus dem Herzen nicht.

Neben jenen hausbackenen, die nüchterne Lebensauffassung und flüchtige Gefühlserregung verrathenden Liedern, treten in letzterem doch weichere Töne hervor, in welchen Innigkeit der Empfindung und Lauterkeit der Gesinnung sich kund gibt.

Einige weitere Proben mögen hier noch sich anreihen, aus welchen wir ersehen, daß der zarte poetische Duft, dem wir in so vielen Volksliedern begegnen, auch in den fränkischen da und dort zu erkennen ist.

Wenn (= solang) der Weinstock Trauben träget,
und d'raus fließet süßer Wein;
so lang wir auf Erden leben,
so lang sollst mein eigen sein.

Sollt ich aber früh vergehen
auf dem Todtbett schlafen ein,
soll auf meinem Grabstein stehen:
Vergiß mein nicht! Gedenke mein!

Steh'n zwei Sternlein an dem Himmel,
leuchten heller als der Mond,
's sind die Augen von der Liebsten,
die mir leuchten von Stund zu Stund.

Mir möcht' oft das Herz zerspringen,
weil ich bin von ihr getrennt.
Es wird mir den Tod noch bringen,
weil die Wund' im Herzen brennt.

Sag' mir, was hab' ich dir Leides gethan,
daß du verlassen hast mich?
das haben die falschen Zungen gethan,
die verrathen mich und dich.

Von falschen Zungen, vom behenden Mund,
da kommt der leidige Riß;
doch Gott wird sie strafen zu dieser Stund,
das glaube mir nur gewiß.

Warum ist die Armuth so sehr veracht'?
man stellt sie hinter die Thür';
das hat mich in's tiefste Leid gebracht,
was kann ich Arme dafür.

Ich hoffe noch einmal reicher zu werden,
doch nicht an Silber und Gold;
wenn ich werd' die himmlische Freude ererben,
dann geht's, wie Gott es gewollt.

Es kann dem, der mit dem schwäbischen Volkslied genauer vertraut ist, nicht entgehen, wie nahe sich in letzteren Liedern der Ausdruck der Empfindung, der Redewendung u. s. w. mit jenem berühre. Unwillkürlich wird man bei dem letzten Volkslied an das schwäbische fast gleichlautend beginnende: „Was hab' ich denn" ꝛc. erinnert oder an das gleichfalls weit verbreitete: „Auf dieser Welt hab' ich kein' Freud" ꝛc., dessen Text von seiner reizenden Melodie noch überboten wird.

Der Schmerz des Abschieds wird häufig, wie wir bereits vernahmen, noch durch Intriguen gesteigert, die auch im schlichten Volksleben ihr unheimliches Spiel treiben:

Treues Herz, ich muß nun scheiden
und muß sprechen: lebe wohl!
eine Zeit lang muß ich meiden
das, was mich erfreuen soll,

und mit ganz betrübtem Herzen
muß ich rufen dieses Wort:
Liebes Herz, nun muß ich scheiden,
Lebe wohl! nun muß ich fort.

Viele Leute, die dich hassen,
sagen dies und jenes mir;
sprechen oft, ich soll dich lassen,
soll mein Herz nicht schenken dir.
Aber ich hab es geschworen,
dir auf ewig treu zu sein!
Du, du bist mir auserkoren,
ohne dich will ich nicht sein.

Ein ähnliches Motiv liegt dem nachfolgenden Volkslied zu Grund:

Als ich mit mei'm Lieb in die Kirch' wollt' gehen,
viele falsche, falsche Zungen unter der Thüre stehen;
die Eine redet dies, die Andre das,
das macht mir gar oft die Augen naß.

Die Disteln und die Dornen, die stechen also sehr,
die falschen, falschen Zungen aber noch viel mehr.
Kein Feuer auf Erden ja brennet also heiß,
Als heimliche Lieb', von der Niemand nichts weiß.

Ach mein Herzliebster, ich bitt' dich noch eins,
du wollest auch bei meinem Begräbniß sein;
bei meinem Begräbniß in das kühle Grab,
dieweil ich dich so treulich geliebet hab'.

Soldatenabschied ist das vielbeliebte Thema in den Garnisonen:

Wir Brüder müssen scheiden
[: von einander so weit :]
und es schlägt schon die Stunde
wir müssen zum Streit.

Geh's Gäßle da aufe
[: schau hin und schau her :]
und da thut mein Lieb weine
das schmerzet mich sehr.

Ihr Brüder trinket aus
[: dieses letzte Glas Wein :]
und die Bruck ist geschlagen
Wohl über den Rhein.

Der Kampf des Entsagens kommt zum Ausdruck in dem Lied: „Es kommt die Zeit zum offenbaren“ rc. in der Strophe:

Wo ich gehe, wo ich stehe,
liegst du mir in meinem Sinn;
schick' viel Seufzer in die Höhe,
rufe frei mit heller Stimm:
Weicht von mir, ihr Lieb'sgedanken,
die mich quälen Tag und Nacht!
Doch — mein Herz fängt an zu wanken,
das mich hat zur Lieb' gebracht.

Die Stoffe, welche den Volksliedern zu Grund liegen, sind häufig historisch und werden nach dem nächsten und wahrsten Eindruck, den sie auf den Einzelnen hervorbrachten, gesungen und durch die einfache Wahrheit der Schilderung dieser Empfindungen drangen solche Lieder weiter hinaus und wurden bald zum Gemeingut. Der nachfolgenden Elegie, die aus dem unteren Frankenland stammt, liegt ohne Zweifel eine solche Thatsache zu Grunde:

Meister Müller wollt' nachsehen,
was in seiner Mühl' geschehen,
denn das Rad bleibt stille stehen —
was wird hier zu Grunde gehen?

Und sein Weib stund in der Kammer,
ringt die Händ' in ihrem Jammer:
wo ist unser Töchterlein?
es wird wohl ertrunken sein. —

Liebste Eltern wollt' nicht klagen,
laßt mich mit 6 Trägern tragen,
tragt mich wohl dem Friedhof zu
und legt mich zur letzten Ruh.

Draußen in dem Kirchhofgarten
wird mein Bräutigam schon warten,
denn das Brautbett ist bereit
allhier und dort in der Ewigkeit.

Ueber verlorenes Liebesglück bricht die Klage in ergreifenden Tönen aus dem verwundeten Herzen z. B. in dem vielgesungenen: „Es steht ein Baum im Odenwald" 2c.

Und als ich wieder kam zu ihr —
verdorret war der Baum;
ein andrer Liebster steht bei ihr,
Es war ein falscher Traum!

Eine andere Stimme trauert:

Ich hatte mir viel Freude ausgesät —
ein Andrer hat mir's abgemäht!

Doch der Trauernde weiß sich zu trösten;

Der Mädle und der Rose steh'n noch gar viel;
man kann sie brechen, wo man will.

oder es kommt gar der Absagebrief:

Fahre hin du falsche Seele,
um dich will ich mich nicht quäls;
willst du mich nicht lieben,
sondern nur betrüben,
bleibe, wo du bist.

Denn ich hab' mir vorgenommen,
jetzt nicht mehr zu dir zu kommen,
denn du bist von Flandern,
hast all' Nied wieder an Andern!
Drum laß ich dich.

Wie anmuthig und fließend der Wortklang in der fränkischen Mundart sich vernehmen läßt, wenn der Sänger in die Saiten des Volkslieds greift, davon hat uns die Rothenburger Zeitschrift Frankonia schon manche ansprechende Proben dargeboten. Es sei hier nur an das ins Fränkische umgesetzte Schlummerlied erinnert:

Schlof, Kinnle, schlof,
im Gart'n sann die Schof,
die schwarz'n und die wáiß'n,
die well'n mei Kinnle báiß'n rc.

Schlof, Kinnle, schlof,
bei Voder hitt di Schof,
bei Muder hitt di Betzalē,
schlof, mei lieb's gut's Schätzele.

Und den heimkehrenden Wanderburschen feiert ein andrer Sänger vom Tauberthal:

Im Kirchle drunt' im alt'n
gäht's Obedläut'n oun,
daß i banoh d'erhalt'n
die Thräne nemmi koun.

Des is der herrli Klang,
der gäht sou tief zu Herzen
und stimmt sou froh und bang.

O liebi Glöckli d'runt'n,
du mei lieb's Tauberthol,
seid mir zu alli Stund'n
gegrüßt viel tausendmol!
Vo euch laß i nit mehr,
will immer ba euch bláib'n
bis i begrawe wer.

In Beziehung auf das Volkslied selbst aber möchten wir wiederholen, was schon in der Einleitung gesagt wurde: Wer das Wesen und den Werth desselben voll und ganz erfassen will, der muß Text und Melodie in ihrer wunderbaren Zusammenstimmung in sich aufnehmen. Dann aber wird es auch seine tief ergreifende, erfrischende und nach oben ziehende Wirkung bei reineren, unverdorbenen Naturen stets kräftig erweisen.

Der echte Volksfreund sammelt, sichtet, bewahrt und — verwerthet diese Kleinodien, denn er weiß, welchen Schatz sie bergen, welche Bildungselemente ihm darin anvertraut sind.

Anhang.

Es wird von unsrem Gegenstand, dem Volkslied, nicht so ferne liegend erscheinen, wenn wir am Schlusse auch einen Volksdichter, dem ein dichterischer Anflug nicht abgesprochen werden kann, zum Worte kommen lassen und zwar einen Sänger aus der neueren Zeit, Chr. Hubmann von Hürden bei Bächlingen, der vor einigen Jahren (1880) — sein schönes Jagstthal in Folge ökonomischer Verluste mit Amerika vertauschte.

1. Der Reiher.

Seht! — Der ferne Wandrer kehret wieder
Ohne Ruh,
Gleich dem Wellenschlag schwebt sein Gefieder
Morstein zu.
Hat den Schiffer auch der Sturm verschlagen
Auf dem Meer,
Kann er wieder doch den Kompaß fragen,
Wo er wär.
Aber er, der sich so weit verflogen
Bis zum Strand:
Was hat wieder ihn herbeigezogen
In sein Land?
Wer sagt ihm, daß er dem Hungertode
Hier entfährt
Und bestimmt als Frühlingsgötterbote
Wiederkehrt?
Als er seinen Flug durch Wolkenritze
Uebernahm,

Daß er auf den Tag zum Heimathssitze
Wiederkam?
Ziehet ihn der Menschen Wort und Liebe
Hierher nur?
Oder sind es heil'ge, mächt'ge Triebe
Der Natur?

Herrlich! wenn der Reiher von der Halde
Hoch sich hebt,
Ohne Flügelschlag zur Thalesspalte
Niederschwebt,
Wenn er sich gleich pfeil- und blitzesschnelle
Niederschwingt.
Rasch den Fisch sich raubt aus klarer Welle
Und verschlingt.
Streicht er auf der Jagst bei Sonnengluten
Sanft und mild,
Spielt sein Fittig in der Wasser Fluten
Ab sein Bild.
Oder schwimmt er durch den Sternenflimmer
In der Nacht,
Hoch auf Wolkenhöhe im Mondesschimmer
Welche Pracht!

Friede, Treue, Vorsicht, Freiheit führet
Eure Schar;
Längst habt ihr in Eintracht kühn regieret
Morsteins Aar.
Nehmt die deutschen Adler, ohne Zaudern
Von der Fahn',
Pflanzt als Deutschlands Zeichen doch den Reiher
Stolz daran.

---

2. Wanderlust.

Auf Schwabe, Franke, fasse Muth,
Verlaß dein Heim, Werkstatt und Gut!
Zieh hin, bedrängter Mittelstand,
Amerika ist ein beff'res Land:
Dort, wo der Freiheit Knospe blüht
Und ihrer Zukunft Morgen glüht.

Bist du für's Vaterland betrübt,
Weil du es innig hast geliebt,
Von ihm, da scheidest du nicht gern,
Doch Noth und Sorge treibt dich fern:
Hin, wo der Freiheit Knospe blüht
Und ihrer Zukunft Morgen glüht.

Es gab ein Gott uns Menschen all'
Das gleiche Recht auf dem Weltall,
Warum soll der Thatkraft, dem Fleiß
Nicht werden dort der höchste Preis?
Dort, wo der Freiheit Knospe blüht
Und ihrer Zukunft Morgen glüht.

Komm Bruder, Schwester, folge nach,
Was auch dein Nachbar sagen mag,
Zur See mit hoffnungsvollem Blick
Such wieder das Familienglück:
Dort wo der Freiheit Knospe blüht
Und ihrer Zukunft Morgen glüht.

Kommt einst bei euch auch beff're Zeit,
Wer ist es, den es mehr erfreut
Als uns? die dazu herzlich gern
Das Gute wünschen in der Fern':
Dort wo der Freiheit Knospe blüht
Und ihrer Zukunft Morgen glüht.

3. Duldung.

Ruhig, volles Herz, ertrage
Still geduldig den Verlust,
Ist zu tief der Schmerz zur Klage —
Ist zu schwer die wunde Brust.

So allein, verkannt, verlassen,
Kämpfe muthvoll unentwegt,
Sollst nicht zürnen, darfst nicht hassen
Wie dich auch dein Weh erregt.

Fühlst du nicht der Liebe Walten,
Laß sie nicht in Gram und Leid,
Laß, o laß sie nicht erkalten!
Dulde, es ist Prüfungszeit.

Wenn des Schicksals Donnerschläge
Stürmend Dir entgegenzieh'n,
Wenn umnachtet Deine Wege,
Dir Dein Ziel verloren schien,

Wenn zu Deinen Unglückstagen
Haß und Schmähung sich gesellt,
Umsonst Bitten, umsonst Fragen
Deinen Freunden Du gestellt,

Leg' mit still ergeb'ner Duldung
In der Allmacht Hand Dein Loos.
Ausgesöhnt mit jeder Schuldung
Zeig' im Kampf Dich stark und groß.

Es bedarf wohl kaum der Bemerkung, daß aus diesen Gedichten das Geschick und das Bild eines Mannes heraustritt, dessen Bahn durch Annäherung an demokratische Elemente in starke Schwankung ge-

rathen, dessen Lebensmuth je und je auf herbe Proben gestellt worden ist. Man könnte wohl auch hier von Störungen des Lebensglücks reden — freilich in ganz andrem Sinne hier als dort, wo sie uns im Volkslied begegneten.

Aber daß er darunter nicht den Mißton der Verbitterung und des Hasses aufkommen läßt, nicht in die Wehklage des Verzweifelnden ausbricht, daß er sich aufzuraffen und zu halten sucht, das zeigt den Franken in einem Lichte, in dem er sich sehen lassen darf, — in welchem wir ihn wohl auch stehen lassen werden.

